

Mir zlieb

Die guten Seiten der EGK

1/2014

Datensicherheit

Wie die EGK Ihre Daten schützt

Stolperfallen

Weg mit den Hindernissen
im Haushalt

Grünes Potenzial

In der Phytotherapie ist noch
vieles möglich



EGK

Gesund versichert

03 EDITORIAL

MEINE VERSICHERUNG

- 04** Hinter den Kulissen – wie werden meine Daten geschützt
- 06** Tipps für die Leistungsabrechnung
- 07** Vom Vorteil, wählen zu können
- 08** **Das zahlt die Krankenkasse für Brillen und Zähne**
Seit der Einführung des neuen Krankenversicherungsgesetzes (KVG) per 1. Januar 1996 wird von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung ein Beitrag an Sehhilfen übernommen. Zahnbehandlungen stellen jedoch nur in seltenen Fällen eine Pflichtleistung der Krankenversicherung dar.



- 10** Die neue EGK-Agentur in Laufen
- 11** Säumige Prämienzahlende belasten die pünktlich Zahlenden
-

MITTEN IM LEBEN

- 12** **Stolperfallen und andere Gefahren im trauten Heim**
In der Schweiz sterben jährlich mehr als 1'400 Menschen an den Folgen eines Sturzes. Vor allem Menschen über 65 Jahren sind stark gefährdet. Wir spüren mit der bfu-Expertin die Stolperfallen auf.
- 15** 15'000 Haushalte gaben Auskunft zu Unfällen
- 17** «Unser Programm soll die Megger ansprechen»
- 19** Ausflugstipp: Dem Frühling entgegen

SCHUL- UND KOMPLEMENTÄRMEDIZIN

- 21** **«In der Phytotherapie liegt ein riesiges Potenzial»**
Seit einem Jahr ist Dr. Andreas Wennig bei der Swissmedic für die Phyto- und Komplementärmedizin verantwortlich. «Mir zlieb» hat mit ihm über Herausforderungen und Zukunftschancen dieser Heilmittel gesprochen.



- 23** Die Akademie erfreut sich grosser Beliebtheit
- 24** SNE- und EGK-Programm
-

UND DAS MEINT ...

- 25** **Im Gespräch mit Susanne Hochuli, Regierungsrätin, AG**
Mit Susanne Hochuli steht dem aargauischen Departement für Gesundheit und Soziales eine Leiterin vor, die auf Koordination, Kooperation und Kommunikation setzt.



27 AKTUELL

KEHRSEITE

- 28** Rezept

Schreiben Sie uns bitte, wenn Sie Ergänzungen oder Einwände zu den im «Mir zlieb» publizierten Texten haben! Die Redaktion freut sich auf Ihre Post, ob als Brief oder E-Mail. Redaktionsadresse: **EGK-Gesundheitskasse, Redaktion «Mir zlieb»**, Brislachstrasse 2, 4242 Laufen, mirzlieb@egk.ch.

Impressum: «Mir zlieb» 1/2014. **Herausgeberin:** EGK-Gesundheitskasse, Hauptsitz, Brislachstrasse 2, 4242 Laufen, www.egk.ch. **Verantwortlich:** Ursula Vogt, Bereich Kommunikation. **Gesamtauflage:** 92'200. **Verantwortliche Redaktorinnen:** Yvonne Zollinger, Tina Hutzli, Bereich Kommunikation. **Gestaltung:** Ingold Design, Stephan Ingold. **Foto Titelseite:** Dominik Labhardt. **Fotos Inhalt:** Dominik Labhardt, Yvonne Zollinger, Vanessa Hermann, iStockphoto S. 4, 8. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos oder Illustrationen übernimmt die Herausgeberin keine Haftung.

Die EGK-Gesundheitskasse umfasst die Partnerstiftungen EGK Grundversicherungen (Versicherungsträger der obligatorischen Krankenpflegeversicherung nach KVG) sowie EGK-Gesundheitskasse mit ihren Tochtergesellschaften EGK Privatversicherungen AG (Versicherungsträger der Zusatzversicherungen nach VWG) und EGK Services AG.



Foto: Dominik Labhardt

Liebe Leserin, lieber Leser

Sind Sie Fasnachtsgänger/in und bei einem der spektakulärsten Volksbräuche der Schweiz dabei? Vielleicht in Basel, wenn um Punkt vier Uhr morgens die Lichter gelöscht werden und die Fasnacht in der Rheinstadt mit dem «Morgestraich», den Pfeifen und Trommeln und einer heissen Mehlsuppe beginnt? Oder haben Sie eine Reise in eine wärmere Destination unter Palmen gebucht, liebäugeln Sie mit einer schönen Skitour inmitten atemberaubender Natur oder freuen Sie sich auf die Skiferien? Ich persönlich werde mit meiner Familie in die Skiferien verreisen und die Basler Schnitzelbänke übers Internet verfolgen.

Doch was haben diese Ereignisse, ausser der Geselligkeit, gemeinsam? Wir alle hinterlassen dabei Daten respektive ganze Datenspuren. Sei es mit dem Mobiltelefon, bei der Buchung von Ferien, dem Bezahlen mit der Kreditkarte im Restaurant oder dem Geldbezug am Bankomaten. In unserer modernen globalisierten Welt existieren unzählige Punkte, an denen wir etwas von uns preisgeben – gewollt oder unwissend! Auch in den Medien wird vermehrt über Vorfälle von Datenmissbräuchen berichtet. Denken wir nur an die Diebstähle von Bankdaten, die Staats-Trojaner oder die NSA-Abhöraffaire. Dem Thema Datenschutz können wir uns kaum entziehen. Doch was heisst Datenschutz und Datensicherheit und wo liegt der Unterschied? Wie geht die EGK-Gesundheitskasse mit Ihren Daten um? Spannendes darüber erfahren Sie in dieser Ausgabe.

Ausserdem beschäftigen wir uns mit der Unfallverhütung im privaten Wohnbereich. Wussten Sie, dass jährlich mehr als 250'000 Menschen in Haus und Garten verunfallen? Eine neue Umfrage der bfu zeigt, dass nicht nur ältere Menschen gefährdet sind. «Mir zlieb» zeigt Ihnen, wo die Stolperfallen liegen und wie Sie Unfällen vorbeugen können. Ich wünsche Ihnen beim Lesen dieser ersten Ausgabe des Jahres 2014 viel Vergnügen.

Patrick Tanner
Leiter ICT (Informatik)

Hinter den Kulissen – wie werden meine Daten geschützt?

Informationen sind einer der wichtigsten Werte. Ohne den permanenten Datenaustausch kommt unsere vernetzte globalisierte Welt kaum mehr zurecht. In den Medien liest man immer wieder von Datenmissbräuchen und Zwischenfällen. Die Themen Datenschutz und Datensicherheit rücken in den Vordergrund. Doch was ist darunter zu verstehen und wie werden Ihre Daten und Sie als Person bei der EGK-Gesundheitskasse geschützt?

Was ist der Unterschied zwischen Datenschutz und Datensicherheit? Die Begriffe können leicht missverstanden werden. Vereinfacht gesagt, geht es beim Datenschutz um Sie, um den Schutz Ihrer Person, deren Daten erhoben und verwendet werden. Der Datenschutz verfolgt den Grundsatz, dass jeder Mensch selbst bestimmen darf, wem er welche Daten bekannt gibt.

Die Datensicherheit (auch Informationssicherheit) versucht dagegen, Daten mittels organisatorischer oder technischer Massnahmen sicherer zu machen. Datensicherheit dient dem Schutz vor Gefahren und Bedrohungen, der Vermeidung von Schäden und der Minimierung von Risiken.

Datenschutz in der Praxis der EGK

Schutzbedürftige Daten sind aus Sicht des Datenschutzes unter anderem Name, Anschrift, Geburtsdatum oder Angaben zu Ihrer Gesundheit. Die Aufgabe des Datenschutzes ist es, sicherzustellen, dass der Umgang mit diesen Daten Sie nicht schädigt oder einschränkt. Dazu wurden durch die Gesetzgebung Regeln erlassen, sprich: das Bundesgesetz über den Datenschutz (DSG) und dessen Verordnung (VDSDG). Gemäss diesen gesetzlichen Grundlagen müssen die Krankenversicherer in der Schweiz der Informationspflicht nachkommen und für die Datensammlung ein Bearbeitungsreglement erstellen und öffentlich zugänglich machen. Dies ist unter anderem eine der Aufgaben des Datenschutzverantwortlichen der EGK. Das Bearbeitungsreglement für die Datensammlung nach KVG der EGK Grundversicherungen kann auf der Website eingesehen werden.



Bei der EGK haben die Mitarbeitenden je nach Funktion Zugriff auf die benötigten Informationen. Besonders schützenswerte Informationen wie vertrauensärztliche Abklärungen werden getrennt vom gesamten Betrieb geführt und hinter geschlossenen Türen von einem separaten Team bearbeitet.

Betrachten wir vereinfacht die wichtigsten Datenquellen zur EGK-Gesundheitskasse, so sind dies in erster Linie Informationen wie die Personalien und gegebenenfalls der Gesundheitszustand, die Sie uns beim Versicherungsbeitritt bekannt geben. Zu einem späteren Zeitpunkt können aber weitere Daten eintreffen: einerseits Korrespondenz, andererseits aber auch Rechnungen von Ärzten, Spitälern, Therapeuten und Apotheken. Heute gelangt mehr als die Hälfte dieser Rechnungen in elektronischer Form in die Leistungsverarbeitung. Für die Entgegennahme der Rechnungen im stationären Spitalbereich (DRG) benötigen die Krankenversicherer seit dem 1. Januar 2013 eine nach DSGVO zertifizierte Datenannahmestelle, ein Status, den auch die EGK erlangt hat.

Datensicherheit in der Praxis der EGK

Anhand der gesetzlichen Grundlagen erstellen die Unternehmen Datenschutzkonzepte und -weisungen, um die Datensicherheit zu gewährleisten. Datensicherheit bezieht sich auf alle relevanten Informationen eines Unternehmens einschliesslich personenbezogener Daten. In der Praxis der EGK sieht das folgendermassen aus: Wir betreiben ein ERP-System (Versicherungsverwaltungssystem) und ein Dokumentenarchiv. Dort werden Ihre Informationen gespeichert und bearbeitet, zum Beispiel bei der Überprüfung einer eingereichten Rechnung. Würde man das gesamte Datenvolumen von 3.5 Terabyte in Ausgaben von Steve Jobs Biografie packen und aneinanderreihen, ergäbe das eine Bücherschlange von 153 Kilometern Länge! Bei diesen Daten wird ein besonderes Augenmerk auf die Vertraulichkeit, Integrität und Verfügbarkeit gelegt. Das heisst, die Daten werden nur durch autorisierte Mitarbeitende gelesen und modifiziert. Eine Adressänderung kann zum Beispiel nur die Vertragsabteilung oder die zuständige Agentur durchführen.

Der gleiche Grundsatz gilt auch bei der Datenübertragung. Die Vertraulichkeit und Integrität werden bei der Datenübertragung mit kryptografischen Verfahren sichergestellt (siehe Kasten). Die Verfügbarkeit des ERP-Systems, die Arbeitsstationen (Endgeräte) und Umsysteme müssen innerhalb eines vereinbarten Zeitrahmens durch die EGK ICT gewährleistet werden.

Bei der EGK-Gesundheitskasse befinden sich alle Daten in einem zentralen Rechenzentrum in Laufen. Für den Notfall steht ein zweiter Standort

bereit. Die Daten werden durch die Mitarbeitenden der EGK ausschliesslich remote bearbeitet. Das heisst: Zu den einzelnen Arbeitsstationen werden nur Bilddaten übertragen. Sämtliche Massnahmen zur Datensicherheit werden zudem jährlich von externen Auditoren anhand des international anerkannten Rahmenwerks COBIT geprüft.

Grundsätzlich kann man sich Datensammlungen heutzutage kaum entziehen. Wichtig im Umgang mit persönlichen Daten ist, immer bewusst darauf zu achten, wo, wem und wofür man seine Daten bekannt gibt. Nicht zuletzt zählt hier Ihre Eigenverantwortung.

Patrick Tanner



Weitere Informationen zum Thema finden Sie im Internet:

Der Eidgenössische Datenschutz- und Öffentlichkeitsbeauftragte
www.edoeb.admin.ch

Meldungen und Meldemöglichkeit zum Thema Computer- und Internetsicherheit für die Schweiz
www.melani.admin.ch

Kryptologie – Datenschutz vor 2'500 Jahren

Die Kryptologie (kryptós: griechisch für versteckt, verborgen, geheim) ist eine Wissenschaft, die sich mit technischen Verfahren für die Informationssicherheit beschäftigt. Schon die Spartaner kannten die Kryptografie. Von ihnen wurden schon vor mehr als 2'500 Jahren geheime Botschaften nicht im Klartext übermittelt. Um eine Nachricht zu verfassen, wickelte der Absender ein Pergamentband oder einen Streifen Leder wendelförmig um einen Stab mit bestimmtem Durchmesser, die Skytale, schrieb die Botschaft längs des Stabs auf das Band und wickelte es dann ab. Das Band ohne den Stab wird dem Empfänger überbracht. Fällt das Band in die falschen Hände, so kann die Nachricht nicht gelesen werden, da die Buchstaben scheinbar willkürlich auf dem Band angeordnet sind. Der richtige Empfänger des Bandes konnte die Botschaft mit einer identischen Skytale jedoch lesen. Der Durchmesser des Stabes ist somit der geheime Schlüssel bei diesem Verschlüsselungsverfahren.

Ohne Verzögerung zur Leistungsabrechnung

Kleine Tipps, damit Sie nach Bezahlen der Arztrechnung Ihre Rückerstattung von der EGK ohne Verzögerungen erhalten.

Wer die Rechnung vom Arzt bekommen und bezahlt hat, will nicht lange auf die Leistungsabrechnung der EGK warten. Damit keine Verzögerungen entstehen, einige Tipps:

Verwenden Sie für die Rückforderungsbelege die Klebeetiketten, die Sie von der EGK erhalten haben!

Bei Rechnungen von Leistungserbringer (z. B. Ärzte), die Sie direkt erhalten, können Sie den Rückforderungsbeleg (ohne Einzahlungsschein) in ein Kuvert verpacken und der EGK zustellen. So wird Ihr Beleg ohne Verzögerung direkt an die richtige Stelle zugestellt. Bitte verwenden Sie die Klebeetiketten, die Sie von der EGK erhalten haben. Sie müssen sich später auch nicht mehr um die Nachbestellung kümmern; sobald Sie die Etiketten mit dem Vermerk «N» verwenden, löst dies automatisch eine Nachbestellung aus. Haben Sie keine Klebeetiketten? Wenden Sie sich bitte an Ihre EGK-Agentur.

Bitte senden Sie Ihre Rückforderungsbelege laufend ein, jedoch spätestens 5 Jahre nach Behandlungsbeginn (obligatorische Grundversicherung) bzw. innerhalb von 2 Jahren nach Behandlungsbeginn bei Rechnungen aus der Zusatzversicherung.

Überprüfen Sie, ob die persönlichen Angaben auf den Rückforderungsbelegen richtig sind. Sie helfen uns, wenn Sie die Versichertennummer auf dem Beleg notieren.

Sie erhalten das Geld auch schneller, wenn Ihre Adress- und Kontodaten aktuell sind.

Leistungserbringer die mit der EGK direkt abrechnen

Leistungserbringer (wie z. B. Apotheken) rechnen in den meisten Fällen direkt mit der EGK ab. Sie erhalten anschliessend eine

Leistungsabrechnung mit den wesentlichen Informationen wie z. B. Ihrem Anteil am Selbstbehalt oder an der Franchise

Wann erhalten Sie die Leistungsabrechnung?

Alle Rechnungen werden geprüft. Je nach Komplexität und Umfang der Rechnung kann diese Prüfung längere Zeit dauern. Haben Sie ein Post- oder Bankkonto und dieses noch nicht der EGK gemeldet? Die Zahlungen erfolgen in der Regel zweimal wöchentlich (nach der Prüfung und Verarbeitung der Rechnung). Versicherte mit Post- oder Bankkonto erhalten das Geld zwei Werktage später auf dem Konto gutgeschrieben. Die dazugehörige Leistungsabrechnung erhalten Sie später – die Post hat sechs Arbeitstage Zeit, Ihnen die Leistungsabrechnung zuzustellen.

Stefan Lombardi



Vom Vorteil, wählen zu können

Aller Voraussicht nach wird die Schweizer Bevölkerung in der zweiten Hälfte dieses Jahres die Möglichkeit haben, an der Urne zu verhindern, dass mit der Einführung einer Einheitskasse ein Wechsel vollzogen wird, der den Versicherten nichts bringt ausser enormen Zusatzkosten und jahrelanger Rechtsunsicherheit.



Einfach erklärt: die youtube-Filme von santésuisse zu Einheitskasse, Kassenwechsel und Prämienhöhung (siehe Hinweis unten).

Das Schweizer Gesundheitswesen überzeugt durch seine hohe Qualität, den Zugang für alle und eine solide, schuldenfreie Finanzierung. Alle diese Errungenschaften würden mit einer Einheitskasse mittelfristig gefährdet.

Mit der obligatorischen Krankenpflegeversicherung (OKP) steht allen eine exzellente medizinische Versorgung offen. Natürlich kostet das etwas. Damit die Versorgung aber für alle erschwinglich bleibt, gibt es als Abfederung das System der Prämienverbilligung. Wenn an den Kosten des Gesundheitssystems etwas geändert werden soll, muss der Hebel auf der Seite der Anbieter betätigt werden.

Die Vorteile unseres Krankenversicherungssystems ...

Der grösste Vorteil des heutigen Systems ist die Wahlfreiheit. Wenn jemand der Meinung ist, dass die Serviceleistungen seines Krankenversicherers in letzter Zeit gelitten haben oder die Produktpalette nicht mehr überzeugt, stehen Alternativen zur Verfügung. Im Falle einer öffentlichen, kantonalen oder regionalen Krankenkasse kann man auf teure Prämien nur mit einem Wohnortwechsel in einen prämiengünstigeren Kanton reagieren.

... mehr innovative Kraft

Jedermann hat schon einmal die Erfahrung gemacht, dass es einen zu Höchstleistungen antreibt, wenn man sich mit anderen messen muss. In der Wirtschaft ist das nicht anders: Die Wahl-

freiheit der versicherten Personen zwingt die Krankenversicherer zum Besseren als die anderen, zu höherer Effizienz und grösserer Servicequalität. Die Freiheit, zwischen den Krankenversicherungen wählen zu können, erlaubt den Kunden, das Angebot mit dem besten Preis-Leistungs-Verhältnis auszusuchen. Auf schlechte Behandlung und unzureichende Dienstleistungen können Sie mit einem Versicherungswechsel reagieren. Das ist für die Versicherer ein grosser Ansporn, bestmögliche Qualität zum tiefstmöglichen Preis zu bieten. Dazu gehören auch Tarifverhandlungen mit Ärzten und Spitalern sowie eine gute Rechnungs- und Kostenkontrolle – all dies entlastet die OKP um jährlich ein bis zwei Milliarden Franken.

... mehr Effizienz

Der Wettbewerb unter den Krankenversicherern hat nachweislich dazu ge-

führt, dass diese Kosten eingespart haben. Lagen die Verwaltungskosten der Versicherer 1996 noch bei 8,2 Prozent, betragen sie heute, inklusive Marketing- und Werbekosten, durchschnittlich noch 5,4 Prozent. Der Wettbewerb fördert den Willen, die Effizienz und den Service zu verbessern und kontinuierlich Kosten zu sparen. In der Tat ist es so, dass die Verwaltungskosten seit Einführung des Krankenversicherungsgesetzes im Jahre 1996 auch real abgenommen haben, während die Leistungskosten für Medizin und Therapien (Gesundheitskosten) von 1996 bis 2011 von 37.5 Milliarden Franken auf 64.6 Milliarden Franken zugenommen haben. Dies entspricht einer Zunahme von 72 Prozent.

Das heutige System garantiert uns allen einen guten Zugang zu einer hochstehenden Medizin; wir haben die Möglichkeit, den Versicherer relativ unbürokratisch zu wechseln und die Versicherer sind angespornt, ihren Kunden gute Bedingungen zu bieten – dieses System sollten wir pflegen!

Reto Flury



Kurz und einprägsam

Auf youtube sind sie zu finden: die einprägsamen und leicht verständlichen Kurzfilme zu Themen wie Kassenwechsel, Prämienhöhe und Einheitskasse. Wählen Sie youtube.com/santesuisse und überzeugen Sie sich selbst!

Das zahlt die Krankenkasse für Brillen und Zähne

Seit der Einführung des neuen Krankenversicherungsgesetzes (KVG) per 1. Januar 1996 wird von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung ein Beitrag an Sehhilfen übernommen. Zahnbehandlungen stellen jedoch nur in seltenen, vom Gesetzgeber definierten Fällen eine Pflichtleistung der sozialen Krankenversicherung dar.

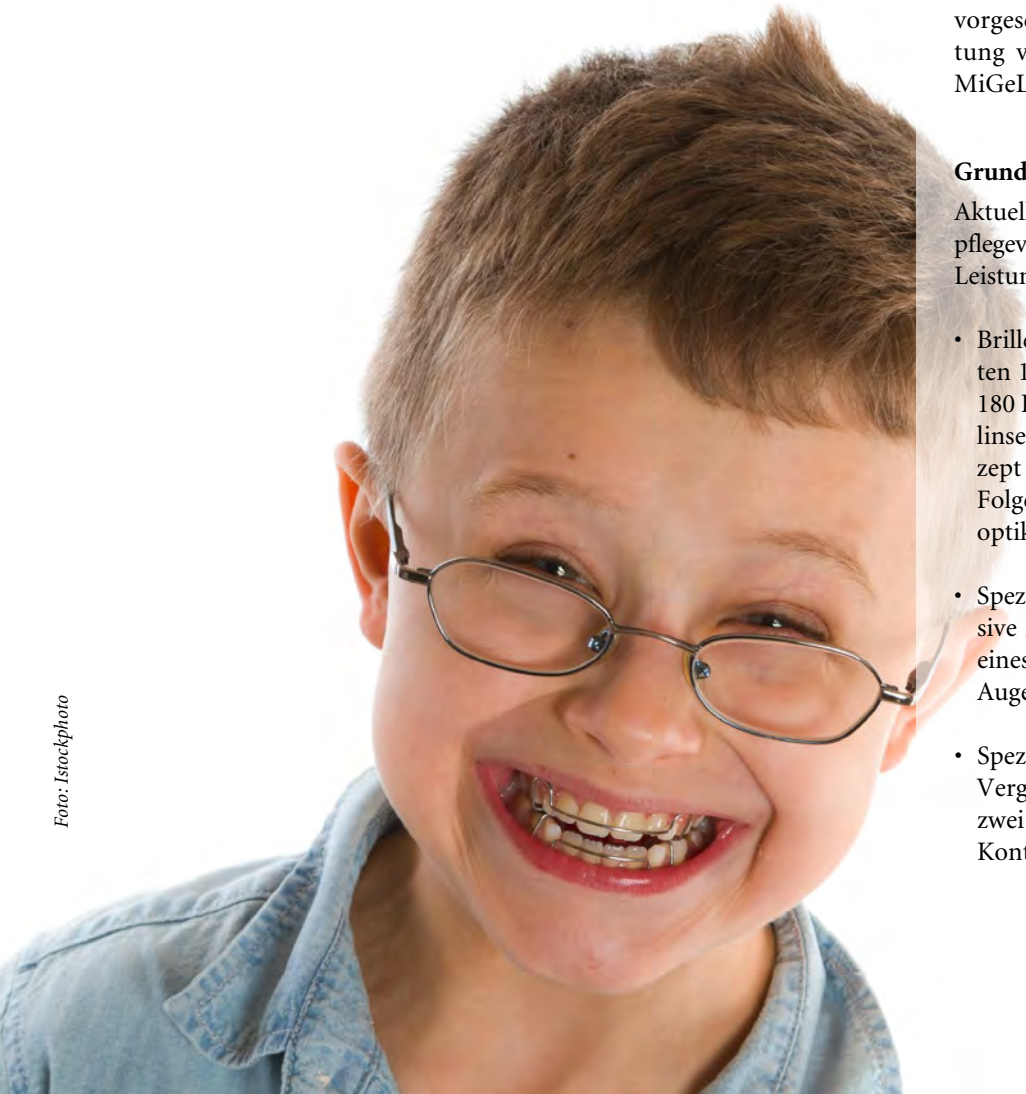
Die Leistungen an Sehhilfen wurden seit 1996 immer wieder angepasst. Zu Beginn war ein Beitrag von 200 Franken an ärztlich verordnete Brillengläser vorgesehen – bei Erwachsenen einmal alle drei Jahre und bei Kindern einmal pro Jahr. Ab 1998 galt die Kostenübernahme zusätzlich für Kontaktlinsen. Überdies wurde eine höhere Vergütung für gewisse Spezialfälle (z. B. krankheitsbedingte Refraktionsveränderungen, Status nach Operation) eingeführt. Ab dem Jahr 2001 wurde der Beitrag an Sehhilfen bei Erwachsenen nur

noch alle fünf Jahre übernommen. Ein ärztliches Rezept war zudem nur noch für die erste Brillen-/Kontaktlinsen-Verordnung notwendig, für Folgeanpassungen genügte ein Rezept durch den Augenoptiker. Auf den 1. Januar 2006 wurden die Beiträge an Brillengläser/Kontaktlinsen um zehn Prozent gesenkt. Fünf Jahre später wurde der Beitrag an Sehhilfen sowohl bei Kindern (180 Franken pro Jahr) als auch bei Erwachsenen (180 Franken alle fünf Jahre) ganz gestrichen. Ein Beitrag an Sehhilfen war nur noch für die in der Mittel- und Gegenstände-Liste des Bundesamtes für Gesundheit (MiGeL) aufgeführten Spezialfälle vorgesehen. Seit dem 1. Juli 2012 ist die Vergütung von Sehhilfen bei Kindern wieder in der MiGeL aufgeführt.

Grundversicherung

Aktuell werden von der obligatorischen Krankenpflegeversicherung (Grundversicherung) folgende Leistungen an Sehhilfen übernommen:

- Brillengläser/Kontaktlinsen: bis zum vollendeten 18. Altersjahr Vergütung eines Beitrags von 180 Franken pro Jahr. Für die Brillen-/Kontaktlinsen-Verordnung wird ein augenärztliches Rezept pro Jahr benötigt. Allfällige unterjährliche Folgeanpassungen können durch einen Augenoptiker erfolgen.
- Spezialfälle Brillengläser/Kontaktlinsen (inklusive Anpassung) oder Schutzgläser: Vergütung eines Beitrags von 180 Franken pro Jahr und pro Auge für alle Altersgruppen.
- Spezialfälle für Kontaktlinsen I: Vergütung eines Beitrags von 270 Franken alle zwei Jahre für alle Altersgruppen. Inbegriffen: Kontaktlinsen und Anpassung durch Optiker.



- Spezialfälle für Kontaktlinsen II:
Vergütung eines Betrags von 630 Franken pro Auge, ohne zeitliche Limitierung, für alle Altersgruppen. Inbegriffen: Kontaktlinsen und Anpassung durch Optiker.

Bei den Spezialfällen braucht es bestimmte, genau definierte medizinische Indikationen.

Zusatzversicherung

In Ergänzung zur obligatorischen Krankenpflegeversicherung werden im Rahmen der Zusatzversicherungen EGK-SUN-Basic A und EGK-SUN-Basic M folgende Leistungen übernommen:

- Vergütung von Brillen inkl. Fassung oder Kontaktlinsen, die zur Sehkorrektur notwendig sind: für Erwachsene maximal 200 Franken alle drei Kalenderjahre, für Kinder bis zum vollendeten 18. Altersjahr maximal 200 Franken alle zwei Kalenderjahre.

Für die Zähne lohnt sich eine Zusatzversicherung

Zahnbehandlungen stellen nur in seltenen, vom Gesetzgeber definierten Fällen eine Pflichtleistung der sozialen Krankenversicherung dar.

Grundversicherung

Die Grundversicherung übernimmt die Kosten der zahnärztlichen Behandlung, wenn diese:

- durch eine schwere, nicht vermeidbare Erkrankung des Kausystems bedingt ist; oder
- durch eine schwere Allgemeinerkrankung oder ihre Folgen bedingt ist; oder
- zur Behandlung einer schweren Allgemeinerkrankung oder ihrer Folgen notwendig ist.

Sie übernimmt auch die Kosten der Behandlung von Schäden des Kausystems, die durch einen Unfall verursacht worden sind.

Die Kosten für präventive Zahnuntersuche, gewöhnliche Zahnbehandlungen wie Karies, prothetische Versorgung, das Ziehen von Zähnen oder die Korrektur von Zahnstellungen (Zahnspangen) werden dagegen nicht übernommen.

Eine ausführliche und abschliessende Liste der zahnärztlichen Pflichtleistungen ist in den Artikeln 17–19a der Krankenpflege-Leistungsverordnung (KLV) zu finden. Liegt eine entsprechende Erkrankung vor, hat der behandelnde Zahnarzt gemäss

Tarifvertrag zwischen der Schweizerischen Zahnärzte-Gesellschaft SSO und santésuisse der Krankenversicherung einen detaillierten Kostenvorschlag einzureichen. Die Versicherung prüft das Gesuch zusammen mit dem Vertrauenszahnarzt und informiert den Zahnarzt und die versicherte Person, ob die Voraussetzungen für eine Pflichtleistung gegeben sind. Ist dies der Fall, kann der Zahnarzt die Rechnung für die Behandlung direkt an die Krankenversicherung senden. Er muss dabei einen Taxpunktwert von 3.10 Franken anwenden.

Zusatzversicherung

Die Zusatzversicherung EGK-SUN-Basic A übernimmt bis zum vollendeten 18. Altersjahr an kieferorthopädische oder kieferchirurgische Behandlungen 60 Prozent der Kosten, insgesamt maximal 6'000 Franken. Folgende Voraussetzungen müssen erfüllt sein:

- Die Versicherungsdeckung muss seit mindestens drei Jahren bestehen;
- mindestens ein Elternteil hat während der gesamten Behandlungsdauer des Kindes eine EGK-SUN-Basic A1, M1, A2, M2, A3, M3, A4 (Flex), M4 (Flex) oder eine EGK-SUN 1, SUN 2, SUN 3, SUN 4 (Flex) oder SUN 9 abgeschlossen.

Die Zahnpflege-Zusatzversicherung EGK-DENT ergänzt die obligatorische Krankenpflegeversicherung. Sie umfasst grundsätzlich alle zahnärztlichen Behandlungen und Verrichtungen wie Prophylaxe, Konservierung, Prothetik und Kieferorthopädie.

Die Leistungen richten sich nach der Leistungsklasse, die man bei Vertragsabschluss ausgewählt hat:

- 50 Prozent der vom Zahnarzt für Behandlungen innerhalb eines Kalenderjahres in Rechnung gestellten Kosten, höchstens jedoch 500 Franken
- 50 Prozent der vom Zahnarzt für Behandlungen innerhalb eines Kalenderjahres in Rechnung gestellten Kosten, höchstens jedoch 1'000 Franken
- 75 Prozent der vom Zahnarzt für Behandlungen innerhalb eines Kalenderjahres in Rechnung gestellten Kosten, höchstens jedoch 1'500 Franken

Kilian Schmidlin



Die Kaffeemaschine traf als Erstes ein

Seit dem 1. Januar betreibt die EGK-Gesundheitskasse wieder eine Agentur in Laufen. Offensichtlich war dies ein grosses Bedürfnis in der Region: Die Kunden kamen schon vor der offiziellen Eröffnung.

In den Räumen der Agentur Laufen riecht es auch fast drei Monate nach ihrer Eröffnung noch nach frischer Farbe. Es musste viel innerhalb von kurzer Zeit erledigt werden, bevor die ersten Kunden in Laufen beraten werden konnten. Wenige Tage vor der Eröffnung war nicht alles da, was eigentlich in einer Agentur der EGK-Gesundheitskasse vorhanden sein sollte. Es fehlten noch sämtliche Aufsteller, Logos und Beschriftungen und auch das Spielzeug für die Kleinen musste noch geliefert werden – der Spieltisch mit seinen drei kleinen Stühlchen stand noch ziemlich leer in seiner Ecke. «Und die Pflanzen fehlten auch noch», sagt Sachbearbeiterin Ruth Joseph lachend. Einzig eine einsame, weisse Orchidee zierte den Empfangstresen.

Immerhin: Die Kaffeemaschine traf als allererstes ein. Einige Wochen zu früh und noch vor den Schreibtischen, Computern und Druckern. Ganz zur Freude der Kunden, denn auch diese kamen bereits vor der offiziellen Eröffnung am 1. Januar. Ab Mitte November 2013 richtete sich Agenturleiter Pascal Bolliger mit seinem Team in den Räumlichkeiten an der Bahnhofstrasse 2 in Laufen ein. Und seit diesem Tag tröpfelten auch immer wieder Besucher für ein Beratungsgespräch – mit Kaffee – in die am Anfang noch sehr spartanisch eingerichtete neue Agentur. «Das zeigt, wie gross das Bedürfnis nach einer Anlaufstelle hier in der Region für die Versicherten ist», sagt Bolliger. Oft hätten Kunden aus dem Laufental nicht ganz verstanden, wieso sie für eine Beratung in die Agentur Basel mussten, obwohl die EGK-Gesundheitskasse ihre Wurzeln und ihren Hauptsitz doch in Laufen hat.

Direktes Gespräch ist wichtig

Die stärkere Verwurzelung in der Region ist denn auch das Ziel der neu eröffneten Agentur an der Bahnhofstrasse 2 in Laufen. Ruth Joseph ist bereits seit 33 Jahren bei der EGK-Gesundheitskasse tätig und hat zuletzt in der Agentur Basel gearbeitet. Kunden aus dem Laufental habe sie oft telefonisch beraten müssen, weil diese nicht in die Stadt fahren konnten oder wollten. «Dabei kann



Das Team der Agentur Laufen (v. l.): Ruth Joseph, Ramona Roth und Agenturleiter Pascal Bolliger.

man die verschiedenen Angebote in einem persönlichen Gespräch viel besser zeigen und erklären», sagt sie.

Dieser direkte Kontakt sei wichtig für ein erfolgreiches Beratungsgespräch. Und man müsse immer offen und ehrlich sein. Der Kunde soll sich schliesslich gut aufgehoben fühlen. Dazu gehört laut Ruth Joseph auch, dass man ein offenes Ohr für Kritik hat. Das komme aber zum Glück eher selten vor: «Darum haben wir wahrscheinlich auch viele langjährige Stammkunden.» Dieser Ansicht ist auch Agenturleiter Pascal Bolliger. «Wenn wir gut beraten können, ist das für mich eigentlich das Schönste», sagt er. «Wenn der Kunde unsere Agentur zufrieden und richtig versichert verlässt, dann haben wir unser Ziel erreicht.»

Tina Hutzli

Foto: Yvonne Zollinger

Agentur Laufen

Öffnungszeiten:
Montag bis Freitag,
8 bis 12 Uhr und
13.30 bis 17 Uhr

Kontakt:
Bahnhofstrasse 2
4242 Laufen
Tel: 061 765 55 11
Fax: 061 765 55 14

Säumige Prämienzahlende belasten die pünktlich Zahlenden

Wer seine Prämien aus der Grundversicherung nicht bezahlt, bekommt auch keine Leistungen vergütet. Zumindest bis zum 31. Dezember 2011 war das bei den Krankenkassenprämien der Fall: Bezahlte ein Versicherter seine Prämie auch nach Erhalt des Zahlungsbefehls aus der Betreuung nicht, wurde ein Leistungsstopp verfügt. Heute macht dies der Kanton.

Ein Leistungsstopp bedeutete für den Versicherten: Wenn es sich nicht um einen Notfall handelte, wurden die Kosten für Medikamente und sämtliche medizinischen Behandlungen, die der säumige Zahler in Anspruch nahm, von der Krankenkasse nicht mehr vergütet.

Mit der Revision von Art. 64a des Bundesgesetzes über die Krankenversicherung (KVG) hat sich die Handhabung bei Verfügung eines Leistungsstopps verändert. Seit mittlerweile beinahe zwei Jahren sistieren die Krankenversicherer somit die Leistungen der Grundversicherung nicht mehr, sondern bezahlen auch die Arzt- und Spitalrechnungen säumiger Prämienzahler.

Nur Notfallbehandlungen

Die Kantone dürfen versicherte Personen, die ihre Prämie trotz Betreuung nicht bezahlen, aber auf eine sogenannte «schwarze Liste» setzen. Dies bedeutet, dass für den betroffenen Versicherten ein sofortiger Leistungsstopp gesetzt wird. Solange die Ausstände vom Versicherten nicht bezahlt werden, übernimmt die Krankenversicherung wie vor der Gesetzesrevision erneut nur die Kosten von Notfallbehandlungen.

Die Leistungssperre wird somit nicht mehr vom Versicherer, sondern vom Kanton festgelegt. Eine weitere Neuerung dieser Gesetzesanpassung ist, dass die Kantone 85 Prozent der nicht bezahlten Forderungen (aus Verlustscheinen) übernehmen müssen.

Trotz der Gesetzesrevision wird der Umgang mit nicht bezahlten Prämien aber nicht in allen Kantonen gleich geregelt. Bis heute führen fünf Kantone eine solche schwarze Liste, nämlich Lu-

zern, Solothurn, Thurgau, Tessin und Zug. Die Kantone St. Gallen und Aargau planen ab 2015 beziehungsweise 2016 eine solche Liste von säumigen Prämienzahlern einzuführen. Auch die Kantone Basel-Landschaft und Schaffhausen denken über die Einführung einer schwarzen Liste nach; wann genau es so weit sein wird, ist jedoch noch nicht klar.

Marco Steiner



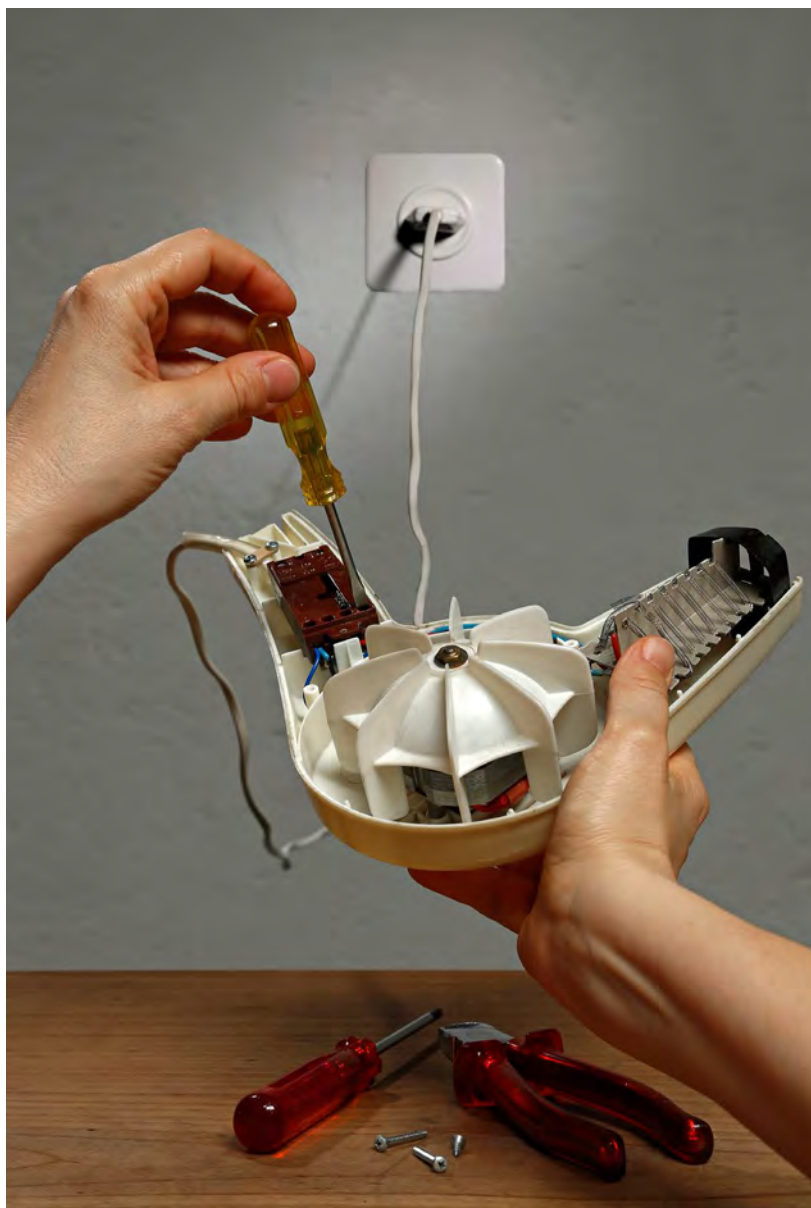
Was unternimmt die EGK, wenn jemand nicht bezahlt?

Bis es zu einem Leistungsstopp kommt, ist es ein langer Weg. Vergisst ein Versicherter eine Prämienrechnung zu bezahlen – und das kann im hektischen Alltag durchaus einmal passieren – erhält er erst einmal eine Mahnung. Wird auch dann noch nicht bezahlt, folgt eine zweite Mahnung. Diesmal wird aber zusätzlich zur Prämie eine Mahngebühr fällig.

Falls die Rechnung in der gesetzten Frist noch immer nicht bezahlt worden ist, stellt die EGK beim zuständigen Betreibungsamt ein Betreibungsbegehren. Das Betreibungsamt schickt dem Schuldner einen Zahlungsbefehl. Wird die ausstehende Prämie dann immer noch nicht bezahlt, stellt die EGK ein Fortsetzungsbegehren, worauf der Besitz und/oder der Lohn des Schuldners gepfändet wird. Sollte die finanzielle Lage des Schuldners keine Pfändung zulassen, so wird dem Versicherer ein Verlustschein ausgestellt. Dieser muss dann beim Kanton eingereicht werden, um 85 Prozent der ausstehenden Beträge zurückzuerhalten. Die restlichen 15 Prozent der Kosten müssen weiterhin von der Krankenversicherung übernommen werden und belasten somit auch jene Versicherten, die ihre Prämie regelmässig einzahlen.

Stolperfallen und andere Gefahren im trauten Heim

In Haus und Freizeit verletzen sich jährlich 550'000 Menschen, 1'700 sterben. Wir spüren mit der bfu-Expertin Barbara Pfenninger die Stolperfallen auf und sehen uns nach weiteren Gefahrenquellen um.



Fotos: Dominik Labhardt

Rund 1'300 Menschen kommen in der Schweiz jedes Jahr alleine durch Stürze im Haus- und Freizeitbereich ums Leben. Die Stürze haben profane Ursachen. Es sind schlecht erleuchtete Treppen, feuchte Badezimmerböden, im Weg stehende Möbelstücke, Schwellen und Tritte oder Falten werfende Bodenbeläge. Es sind Alltagsgegenstände und Situationen, die man kennt, denen man schon hundertmal begegnet und ausgewichen ist, um dann, in einem kurzen Augenblick der Unachtsamkeit, darüber zu stolpern. 95 Prozent der tödlichen Stürze in Haus und Freizeit betreffen Menschen über 65 Jahre.

Die Statistik der Nichtbetriebsunfälle, «Status 2013», der Beratungsstelle für Unfallverhütung (bfu) zeigt, dass ein Drittel der über 65-Jährigen mindestens einmal im Jahr schwer stürzt. Das Risiko, danach erneut einen Sturz zu erleiden, erhöht sich um einiges. «Denn meist weist ein Sturz auf eine bereits bestehende Schwäche hin», sagt Barbara Pfenninger. Sei es, dass die Beinmuskulatur oder der Gleichgewichtssinn zu wenig trainiert seien oder Körperfunktionen z. B. durch die Einnahme mehrerer Medikamente beeinträchtigt sind.

Auch Junge trifft es

Der eigene Wohnbereich ist auch für jüngere Menschen kein ungefährliches Revier. Auch hier muss der grösste Anteil der Unfälle den Stürzen zugerechnet werden. Im Vergleich dazu sind Verletzungen durch Geräte, Verbrennungen, Verätzungen oder Vergiftungen relativ selten. Wobei hier nur jene statistisch erfasst sind, die einen Spitalaufenthalt erforderten.

«Ein Grossteil der Haushalte ist heute für Kinder relativ sicher», sagt Barbara Pfenninger. Trotzdem fallen Kleinkinder von Wickeltischen, werden unter Regalen begraben, die nicht an der Wand befestigt wurden, verbrühen sich am Heisswasserhahn der Badewanne oder stürzen beim Spielen aus dem Hochbett. Nicht alles, aber sehr viel ist in einem Haushalt mit Kindern durch die richtigen Hilfsmittel und die nötige Aufmerksamkeit vermeidbar.

Um fehlende Aufmerksamkeit geht es auch bei vielen Unfällen von Jugendlichen und Erwachse-



Barbara Pfenninger,
Wissenschaftliche Mitarbeiterin
Haus/Freizeit, bfu-Spezialistin für:
Verhaltensprävention bei Kindern
und Senioren, Gifte/Chemikalien
im Haushalt, Verbrennungen/Ver-
brühungen, Projektleitung SPP
Stürze.

Foto: zVg

nen. Die Augen auf dem Display des Handys oder die Zeitung vor der Nase und schon stolpert man über ein unerwartetes Hindernis. In der Nacht schlaftrunken und ohne Licht auf die Toilette und der Sturz über ein Möbelstück ist vorprogrammiert. Erstaunlich viele Stürze ereignen sich genau in dieser Situation. In der Statistik fallen sie unter die Betätigung Schlafen und Ausruhen. Die aktuellste Zahl aus dem Jahr 2010 listet dort insgesamt 16'670 Verunfallte auf. Dabei handelt es sich wohl-gemerkt nicht um blaue Zehen, die man sich beim Stossen am Nachttischchen geholt hat, sondern um Stürze, die einen Arztbesuch oder einen Spitalaufenthalt erforderten.

Sollte nun der Eindruck entstehen, dass das Leben im Haus und in der Freizeit nicht ganz un-gefährlich ist, dann trifft dies durchaus zu. Was ausserdem nicht vergessen werden darf, sind die Kosten, die Nichtbetriebsunfälle verursachen. 2009 betrug die materiellen Kosten verursacht durch Unfälle in Haus und Freizeit 4,8 Milliarden Franken.

Prävention in Eigenverantwortung

Weil Stürze die weitaus grösste Gefahr im Haus- und Freizeitbereich darstellen, setzt die Präventi-onsarbeit der bfu dort einen Schwerpunkt. «Wir können mit Ratgebern und Kampagnen auf Gefah-ren und ihre Vermeidung hinweisen», sagt Barbara Pfenninger. Aber natürlich sei vor allem die Eigen-verantwortung eines jeden bei der Umsetzung ge-fordert.

Und worauf richtete die bfu-Expertin ihr Au-genmerk, wenn sie einen Haushalt unfallsicher ge-stalten müsste? Es sind einfache Dinge. «Im Haus-halt einer älteren Person würde ich auf die Beleuchtung achten. Wie hell ist die Wohnung ausgeleuchtet, wie gut sieht man Schwellen und Treppenabsätze?» Bodenbeläge sind einen Blick wert. Sind sie rutschfest? Rollt sich der Teppich am Ende auf oder wirft er sogar Falten? Wie stehen die Möbel? Sind Gehwege durch die Wohnung ver-stellt? Wo werden Dinge aufbewahrt, die man häufig braucht, wie zum Beispiel der Staubsauger? Badezimmer und Toiletten brauchen Haltegriffe, die Dusche und Badewanne rutschfeste Matten. Je



Besondere Vorsicht ist bei giftigen Substanzen geboten. Bereits das Einatmen kann Verätzungen hervorrufen.

Unfall nach UVG vs. Unfall nach KVG

Die Beratungsstelle für Unfallverhütung bfu besteht seit 1938 und gründet auf Art. 88 des Unfallversicherungsgesetzes (UVG). Die priva-ten Unfallversicherer und die Suva betreiben eine gemeinsame Institu-tion, die durch Aufklärung und allgemeine Sicherheitsvorkehrungen zur Verhütung von Nichtberufsunfällen (NBU) beiträgt und gleichartige Bestrebungen koordiniert. Die bfu ist gesamtschweizerisch tätig und kümmert sich hauptsächlich um die Bereiche Strassenverkehr, Sport und Haushalt. Auf Antrag der Unfallversicherer setzt der Bundesrat den Prämienzuschlag für die Verhütung der NBU fest. Dieser beträgt aktuell 0,75 Prozent der Nettoprämien der Nichtberufsunfallversicherung.

Da die EGK-Gesundheitskasse Unfälle über das Krankenversicherungsgesetz (KVG) versichert, nicht über das UVG, arbeitet die bfu nicht in ihrem Auftrag, auch wenn letztlich die ganze Bevölkerung z. B. von Aufklärungskampagnen der bfu profitiert. Der Unterschied zwischen Unfall nach UVG und Unfall nach KVG ist, salopp ausgedrückt, davon abhängig, ob jemand arbeitstätig ist (mindestens acht Stunden wö-chentlich beim selben Arbeitgeber beschäftigt ist bzw. Arbeitslosen-gelder bezieht) oder nicht.

nach Beweglichkeit der Person gibt es Einsteighilfen in die Badewanne. Im Schlafzimmer ist wichtig, wo die Lichtschalter angebracht sind, damit man ohne Probleme Licht machen kann, bevor man auf die Toilette geht. Und dann einen Moment auf der Bettkante sitzen bleiben, bis der Kreislauf sich normalisiert hat.

Die bfu hat zahlreiche Broschüren zusammengestellt, die sich mit allen Gefahrensituationen im Haushalt beschäftigen. Sehr detailliert ist auch die «bfu-Kinderpost», die Eltern für jede Altersphase von null bis acht Jahren mit entsprechenden Sicherheitstipps versorgt.

Training gegen Stürze

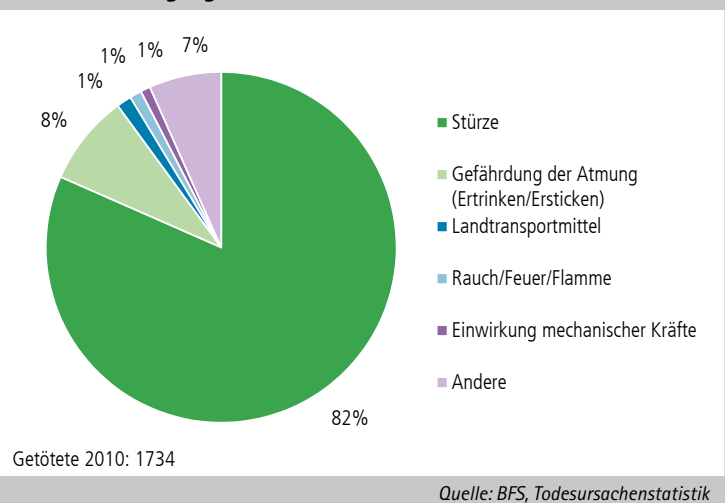
Die Wohnung einmal gründlich nach möglichen Gefahrenquellen für sich und die Kinder oder für betagte Menschen zu durchleuchten, kann bereits viele Unfälle verhindern. Aber damit ist es gerade beim Thema Stürze nicht getan. «Bei den Stürzen spielen Muskelkraft und Gleichgewichtssinn eine zentrale Rolle», weiss Barbara Pfenninger. Eines der wichtigsten Präventionsmittel sei daher, die Muskulatur der unteren Extremitäten kontinuierlich zu trainieren. Der Gang ins Fitnessstudio ist hierfür eine gute Variante. Trainieren lässt sich aber auch zu Hause.

«Ich integriere einen Teil meines Trainings in den Alltag», sagt Pfenninger. «Wir haben zum Beispiel eine Espressomaschine, die eine gefühlte Ewigkeit braucht, bis der Kaffee in der Tasse ist. In dieser Zeit mache ich Dehnübungen.» Bei drei Tassen pro Tag sind das drei Trainingseinheiten. Beim Zähneputzen kann man auf einem Bein stehen und so das Gleichgewicht schulen. Beim Fernsehen die Werbeunterbrüche dafür nutzen, Kniebeugen zu üben oder mit den bfu-Balance-Discs den Gleichgewichtssinn zu trainieren. Es braucht nicht lange, bis man merkt, dass man immer geschickter und sicherer wird. Bei einer nachgewiesenen Sturzgefährdung allerdings ist gezieltes, angeleitetes Training notwendig, wie es beispielsweise in speziellen Kursen der Pro Senectute, Rheumaliga oder von Physiotherapeuten und -therapeutinnen angeboten wird.

«Es ist wissenschaftlich erwiesen, dass gezieltes Training das Sturzrisiko erheblich senkt. Aber es genügt nicht, bis 65 Sport zu treiben, und dann zu hoffen, dass man im Alter noch davon profitiert», sagt Barbara Pfenninger. Wenn das Training ganz selbstverständlich in den Alltag integriert wird, besteht eine gute Chance, dass man es beibehält. Eine gute Investition in die Sturzprävention.

Yvonne Zollinger

Anteil der Getöteten in Haus und Freizeit nach Unfallhergang, 2010



Sicher stehen – sicher gehen



Ein gut trainiertes, dynamisches Gleichgewicht hilft Ihnen, auch auf unebenem Boden sicher zu gehen. Es ist nötig, um Ihre aufrechte Körperhaltung während des Gehens auszubalancieren, und gibt Ihnen Sicherheit in alltäglichen Situationen mit Hindernissen (Stolpergefahren) und Ablenkungen. Trainieren lässt sich das dynamische Gleichgewicht,

indem verschiedene Gangarten mit Denkaufgaben und Zusatzbewegungen der Arme kombiniert werden.

Basisübung: Gehen Sie wie auf einer Linie, zählen sie laut 3 von 100 weg und rechnen so weiter (97, 94, 91...). Sie können auch eine andere Denkaufgabe lösen, während Sie gehen. Übungsdauer: 4 mal 20 bis 60 Sekunden, dazwischen Pausen. Die Übung lässt sich durch eine schwierigere Gangart steigern. Zum Beispiel Gehen mit überkreuzten Schritten und dabei rückwärts zählen. Weitere Übungen finden Sie in der Broschüre «Sicher stehen – sicher gehen».

Quelle: bfu-Broschüre: Sicher stehen – sicher gehen.

Informationen

Broschüren zur Sicherheit, zu Themen rund um die Sturzprävention und die bfu-Kinderpost können Sie kostenlos als PDF herunterladen oder bestellen: www.bestellen.bfu.ch

bfu – Beratungsstelle für Unfallverhütung
Postfach 8236
3001 Bern
Telefon: 031 390 22 22
info@bfu.ch

15'000 Haushalte gaben Auskunft zu Unfällen

Die bfu hat erstmals eine umfassende Haushaltbefragung zu den Nichtbetriebsunfällen durchgeführt. Die ersten Erkenntnisse: mehr Sportunfälle bei den Senioren, aber weniger Kinderunfälle bei einer gleichbleibenden Unfallzahl von einer Million pro Jahr.

Herr Niemann, Sie haben als Projektleiter der bfu-Forschungsabteilung die Haushaltbefragung durchgeführt. Wie erfasst man die Schweiz und ihr Unfallgeschehen im Haus- und Freizeitbereich?

Die Umfrage haben wir zusammen mit einem Befragungsinstitut gemacht. Wir hatten ein recht vollständiges Verzeichnis von Haushalten. Daraus wurden 30'000 zufällig ausgewählt. Vorgabe war die Berücksichtigung aller Sprachregionen. Ausserdem musste gewährleistet sein, dass sowohl Stadt als auch Land in der Befragung vertreten waren.

Bei der Flut an unerwünschtem Telefonmarketing sind die Leute nicht mehr sehr offen, wenn es um Befragungen geht. Wie haben Sie diese Hürde umschifft?

Es stimmt, dass heute einfach zu viel Schindluder mit Befragungen getrieben wird. Darum haben wir alle ausgewählten Haushalte vorher mit einem Schreiben auf unser Vorhaben aufmerksam gemacht und ihnen genau erklärt, um was es geht.

Und wie viele Haushalte haben Sie dann erreicht?

Das waren 15'000, etwa so viele, wie wir erwartet hatten. Weil es um die eigene Gesundheit ging, waren viele an der Umfrage sehr interessiert. ▶



Steffen Niemann, Projektleiter der bfu-Forschungsabteilung.

Welche Fragen wurden gestellt?

Die Frage an alle war: Welche Unfälle sind in den letzten zwölf Monaten in Ihrem Haushalt passiert, die medizinisch behandelt werden mussten? Dann wurde danach gefragt, wo der Unfall stattgefunden hat, z. B. Küche, Bad usw., bei welcher Aktivität die Person verunfallte, etwa beim Kochen oder Reinigen. Der Unfallhergang musste beschrieben werden, hat man sich geschnitten, war es ein Sturz und wenn, wo. Und ob Objekte oder Substanzen am Unfall beteiligt waren. Insgesamt ein Fragenkatalog von 16 Seiten.

Was war der Anlass für eine so umfangreiche Befragung?

Es gibt für die Schweiz keine umfassende Statistik, was die Unfälle angeht. Bei den tödlichen Unfällen haben wir eine Todesursachenstatistik. Bei den Unfällen der erwerbstätigen Bevölkerung gibt es die UVG-Statistik. Auf diese Daten stützt sich die jährliche Unfallstatistik der Nichtbetriebsunfälle hauptsächlich. Dort fehlen aber die Nichterwerbstätigen, also vor allem Kinder und Senioren.

Da wir wissen wollten, was gesamthaft in der Schweiz geschieht, haben wir schon immer versucht, über das Zusammenführen der Statistiken eine Gesamtschau zu erstellen. Vor 20 Jahren wurde das letzte Mal eine Studie durchgeführt.

Gewisse Unfälle, gerade in der Freizeit oder im Haushalt, sind an Jahreszeiten gebunden. Zum Beispiel die Wintersportunfälle. Wie haben Sie dies berücksichtigt?

Die Befragung fand während des ganzen Jahres statt, von Januar bis Ende Dezember. Weil wir wissen, dass es sehr viele saisonale Unterschiede gibt, haben wir jeden Monat einen Teil der Befragung durchgeführt. Eine Befragung über lediglich drei Monate hätte tatsächlich Verzerrungen ergeben.

Hat sich aus der Umfrage ein Trend ergeben?

Wir haben aufgrund dieser Befragung eine Hochrechnung auf die ganze Schweiz gemacht und waren überrascht, dass wir wieder auf eine Million Unfälle pro Jahr kamen, so wie vor 20 Jahren. Das hätte auch ganz anders kommen können, weil wir jetzt mit einer ganz anderen Methode gearbeitet haben.

Das heisst, trotz steigender Bevölkerung hat es nicht mehr Unfälle gegeben als damals?

Ja, das stimmt, die Bevölkerung ist gewachsen. Bei gleichbleibenden Unfallzahlen bedeutet dies, dass das Unfallrisiko gesunken ist. Verschiebungen gab es bei der älteren Bevölkerung. Wir haben mehr Seniorenunfälle, vor allem im Bereich Sport. Diese haben wir früher eher unterschätzt. Die Entwicklung scheint jedoch plausi-

bel. Die Leute bleiben immer länger mobil und gesund. Sie treiben Sport, so wie es die Schweizer Gesundheitsförderung wünscht. Aber das Risiko, einen Unfall zu erleiden, steigt damit natürlich auch.

Was wir früher überschätzt haben, sind die Kinderunfälle, was natürlich ein sehr erfreuliches Ergebnis ist. Wobei bei diesen Zahlen berücksichtigt werden muss, dass die Anzahl Kinder immer mehr zurückgeht.

Laut Statistik sind Stürze immer noch weit oben auf der Unfallliste.

Stürze in Haushalt und Freizeit sind ein grosses Problem. Das ist schon länger so. Wir hatten bei den älteren Leuten im Jahr 2010 1'400 Getötete durch Stürze. Und das sind nicht die Bergwanderer, die abstürzen. Sondern das geschieht in Haus und Freizeit. Vieles sind Schenkelhalsfrakturen.

Aber dann hat nicht der Sturz zum Tod geführt, sondern die Folgeerscheinungen des Sturzes, Infektionen usw.

Ja genau. Und das hat in den letzten Jahren massiv zugenommen. Die Stürze, die zum Tod führen, passieren vor allem Menschen ab 80 Jahren. Die konnten noch nicht vom Sporttreiben profitieren, das ist eine ganz andere Generation.

Was unternimmt die bfu dagegen?

Wir haben ein Schwerpunktprogramm «Stürze». Jahrelang haben wir auch versucht, Hüftprotektoren unter die Leute zu bringen. Aber die finden keine Akzeptanz. Und genau da liegt das Problem. Wir können zwar mit Kampagnen auf ein Problem aufmerksam machen. Aber wenn die vorgeschlagenen Sicherheitsmassnahmen nicht akzeptiert werden, ist der Erfolg gering.

Gibt es dafür noch andere Beispiele?

Zum Beispiel die Diskussion um den Velohelm. In den letzten Jahren steigt die Helmtragequote nicht mehr an. Bei den Kindern ist sie zwar recht gut. Aber bei den Erwachsenen, in der Stadt oder auf kurzen Strecken, wird der Helm wenig getragen. Jene, die am Wochenende aufs Velo steigen, tragen Helm, das gehört dann zur Ausrüstung. Aber wenn man zum Einkaufen fährt oder den Nachbarn besucht, halten es viele nicht für nötig, einen Helm zu tragen.

Auf der Skipiste ist der Helm eine Erfolgstory. Wir erheben auf den Skipisten die Helmtragequote und sind dort inzwischen bei fast 90 Prozent angelangt. Und das ist die Entwicklung seit 2002. Also von null auf fast 100 Prozent in nur zwölf Jahren.

Interview: Yvonne Zollinger ■

Porträt

«Unser Programm soll die Megger ansprechen»

Susanne Morger ist Kuratorin und Betriebsleiterin auf Schloss Meggenhorn am Vierwaldstättersee. Von April bis Oktober verwandelt sie das Schlossareal zum kulturellen Begegnungsort mit lokalem Bezug.

«In den nächsten Tagen werden sie wohl mit der Traubenlese beginnen», sagt Susanne Morger, Kuratorin auf Schloss Meggenhorn, mit einem Blick hinunter auf die Rebhänge. Es ist Herbst und wir stehen an einem der Südfenster des imposanten Schlosses. So, wie rund um das Schloss mit seinem weitläufigen Garten und dem dazugehörigen bäuerlichen Anwesen die letzten Arbeiten verrichtet werden, findet auch das kulturelle Programm der Saison 2013 auf Meggenhorn langsam seinen Abschluss. Das ist für Susanne Morger allerdings kein Grund, nun die Beine hochzulegen und auf den Frühling zu warten. Im Gegenteil, der Winter ist für sie die arbeitsreichste Zeit. Denn jetzt entsteht das Programm für die neue Saison.

Auch wenn sie ihre Arbeit grösstenteils von ihrem Büro in Luzern aus erledigt – das Schloss ist der Ort und die Kulisse, in der sich abspielt, was 2014 Zuschauern und Zuhörern geboten wird. Eine Kulisse, die alle romantischen Träume vom herrschaftlichen Wohnen erfüllt. Das weisse Schlossgebäude mit seinen Giebeln und weitläufigen Terrassen kann das ganze Jahr für private Anlässe gemietet werden. Die Kapelle im neugotischen Stil ist zum Beispiel ein beliebter Ort für Hochzeitsfeiern und Feste aller Art. Zum Anwesen gehört eine Gartenanlage mit alten Bäumen, blühenden Hortensien und sorgfältig gestutztem Buchs. Die Wiesen reichen hinunter bis zum bewaldeten Ufer des Vierwaldstättersees, wo man kleine Badebuchten findet und die Kursschiffe am Landungssteg festmachen.

Schloss Meggenhorn gehört zweifellos zu einem der am schönsten gelegenen An-



Fotos: Yvonne Zollinger

wesen der Schweiz. Die Gemeinde Meggen ist stolz auf ihren Besitz, den sie 1974 von den letzten Besitzern, zwei Töchtern eines Textilindustriellen aus Zürich, erwarb. Und für die Megger Bevölkerung ist es ganz selbstverständlich ihr Schloss.

Susanne Morger waltet seit 2010 als Kuratorin und Betriebsleiterin auf Meggenhorn. Die besondere Beziehung der Gemeinde zu ihrem Schloss fliesst in ihre Arbeit ein. An den kulturellen Veranstaltungen sind auf die eine oder andere Weise immer auch Bewohner von Meggen beteiligt. «Ich möchte, dass die Megger kommen und das Schloss für sich einnehmen», sagt Susanne Morger. «Darum versuche ich, für unsere Veranstaltungen

Themen zu finden, die sie betreffen und interessieren.»

Entstanden ist so zum Beispiel eine Ausstellung zum Thema Liebe, im Rahmen derer auch Meggerinnen und Megger zu Wort kamen und über diesen besonderen Gefühlszustand sprachen. Im Jahr danach ging es um das besondere Wesen der Megger Gastfreundschaft. Und letztes Jahr stand der Schlossgarten, eine Herzensangelegenheit der Megger, im Zentrum der Veranstaltungen.

Positive Resonanz

«Wir müssen nicht mit Luzern und seinem Kulturprogramm konkurrieren», sagt Susanne Morger. Ein regionaler Be-



zug der Meggenhorner Veranstaltungen ist ihr wichtiger. «Das gemeinsame Realisieren der kulturellen Anlässe ist für alle Beteiligten jeweils sehr motivierend und für mich der zündende Funke für meine Arbeit.» Dass sie mit ihrem Programm den richtigen Nerv trifft, zeigen die positive Resonanz aus der Gemeinde und die steigende Besucherzahl.

Auch wenn die Themenfindung durch dieses Konzept eine gewisse Einschränkung erfährt, werden der gebürtigen Winterthurerin die Ideen so schnell nicht ausgehen. Sie bringt einen grossen beruflichen Erfahrungsschatz mit. Begonnen hat sie ihre Laufbahn als Sozialpädagogin. Aber Kunst und Kultur haben sie schon früh interessiert. Darum war sie 20 Jahre lang bildende Künstlerin. Nach der Sozialpädagogik gründete sie eine Einzelfirma für Organisationsentwicklung. «Ich bin eine Unternehmertochter. Es liegt mir im Blut, etwas auf die Beine zu stellen, Menschen und ihre Vorhaben zu begleiten oder mit ihnen neue Projekte zu stemmen.»

Dann kam ein Einschnitt in ihrem Leben, der sie neu über ihre berufliche Zukunft nachdenken liess. «Ich wollte das tun, was mein Herz mir sagte. Und mir wurde nach einiger Zeit klar, dass es etwas rund ums Theater sein musste.» Zielstrebig und selbstbewusst bot sie ihre Arbeitskraft dem Luzerner Theater an.

Schon nach der ersten Begegnung mit der Theaterarbeit war für sie klar, dass sie hier am richtigen Ort war. «Die Theaterluft, die Schauspieler, die ganze Atmosphäre. Es hat mir sofort «de Ärmel ine gno», erinnert sie sich. Bereits neun Monate später erhielt sie die Chance, zusammen mit einer Kollegin die Co-Leitung des Theaters Marie in Aarau zu übernehmen. Eine Herkulesaufgabe, zu der sie «wie die Jungfrau zum Kinde» gekommen sei und die sie am Anfang auch entsprechend überfordert habe, sagt sie. «In den anschliessenden fünf Jahren haben wir gearbeitet wie die Wahnsinnigen.»

Intensive Jahre

Als administrative Leiterin war Susanne Morger für das Marketing, den Spielplan und das Führen und Positionieren der Schauspieltruppe zuständig. Vor allem die Tourneetätigkeit des Theaters hatte es ins sich. Bis zu 16 Stunden am Tag waren sie auf den Beinen. Eine intensive Zeit für alle Beteiligten. Als das Ende des Engagements näher rückte, sah sie dem Abschied mit gemischten Gefühlen entgegen. Sie konnte sich nicht vorstellen, nach dem gemeinsamen Abschiedessen einfach zurück nach Luzern zu fahren und alles hinter sich zu lassen, ohne in ein Loch zu fallen. Ihre unkonventionelle Lösung: Sie packte einen kleinen Rucksack

und ging die Strecke von Aarau nach Luzern zu Fuss. Zwei Tage war sie unterwegs.

«Am Anfang konnte ich das Theater noch sehen, wenn ich zurückblickte. Irgendwann verschwand es aus meinem Blickfeld und ich sah nach vorne.» Mit der räumlichen Distanz, die sie Schritt für Schritt zwischen sich und ihre Jahre am Theater Marie legte, konnte sie einen Schlussstrich unter diesen Lebensabschnitt ziehen.

Das Laufen und Sichbewegen spielt auch sonst im Leben von Susanne Morger eine grosse Rolle. Sie wandert, joggt, rudert, fährt Velo und macht gerne Gartenarbeit, würde sich aber nie als sportliche Person bezeichnen. Dafür fehle ihr der Ehrgeiz, sagt sie. Hauptsache draussen sein, das sei für sie wichtig. Sie hat vor Kurzem die Dolomiten überquert («Etwas anstrengender, als ich es mir vorgestellt hatte!») und ist im letzten Sommer über den Hohen Atlas in Marokko gewandert.

«Ich bin eher ein Genussmensch. Darum ist mir beim Wandern oder Joggen nicht wichtig, in welcher Zeit ich die Strecke zurücklege. Lieber lasse ich meinen Blick schweifen und freue mich über die schöne Landschaft.»

Yvonne Zollinger



Sie stehen im Mittelpunkt

Liebe EGK-Versicherte, an dieser Stelle geben wir Ihnen Gelegenheit, über Ihren Beruf, Ihr Hobby oder Ihr Engagement für eine gemeinnützige Organisation im sozialen oder naturschützerischen Bereich zu berichten. Wenn wir in einer der nächsten Ausgaben ein Porträt über Sie schreiben dürfen, dann melden Sie sich unverbindlich unter:

Redaktion «Mir zlieb»

061 765 52 13 oder schreiben Sie uns eine E-Mail: mirzlieb@egk.ch

In dieser Rubrik können wir leider keine Therapieformen vorstellen. Wir bitten um Verständnis.

Ausflugstipp

Das Tulpenfeuerwerk in Morges

Jedes Jahr feiert Morges die Rückkehr der schönen Jahreszeit mit einer Blumenschau. Im direkt am See gelegenen Parc de l'Indépendance findet ab April das Tulpenfest statt. Ein beliebter Treffpunkt für alle Blumenfreunde.

Wer den Frühling in besonderer Farbenpracht erleben will, fährt im April nach Morges. Seit 44 Jahren wird dort das Tulpenfest gefeiert. Es dauert sechs Wochen und zeigt im Parc de l'Indépendance 120'000 Tulpen auf einer Fläche von 30'000 Quadratmetern. Die Vielfalt der Beete, in denen 300 verschiedene Sorten angepflanzt werden, zieht Tausende Blumenfreunde an und verdeutlicht die grosse Verschiedenartigkeit der Formen und Farben dieses beliebten Frühlingsblüehers. Die ersten Arten blühen ab Mitte April und locken zum ersten Ausflug des Jahres an den See. Zur Blütenpracht wird am Wochenende im Parc de l'Indépen-

dance regelmässig Unterhaltung geboten. Getränke und kleine Speisen werden vor Ort serviert.

Bereits im Herbst werden die Beete jeweils von den Gärtnerlehrlingen des Centre d'Enseignement Professionnel de Morges (CEPM) und den Gärtnern der Stadt Morges bepflanzt. Um die Blütezeit der Tulpen in die Länge zu ziehen, schmücken auch Frühblüher und Spätblüher den Park.

Der herrlich an der Mündung der Morges gelegene Parc de l'Indépendance wurde 1898 anlässlich der Gedenkfeiern der Waadtländer Unabhängigkeit geschaffen; mehrere Denkmäler und imposante Bäu-

me tragen zu seiner Schönheit bei und machen ihn auch während des Jahres zu einem beliebten Ort der Erholung.

Die Geschichte des Tulpenfests

Das Tulpenfest wurde zum ersten Mal im Jahre 1970 organisiert, um 1971 den 50. Geburtstag des Waadtländer Gärtnervereins Sektion Genfersee (Société Vaudoise d'Horticulture, section du Léman) zu feiern.

Das Tulpenfest war ursprünglich nur für ein Jahr vorgesehen, doch infolge starker Nachfrage seitens der Ladenbesitzer und des Verschönerungsvereins kam die Idee auf, das Fest im folgenden Jahr erneut

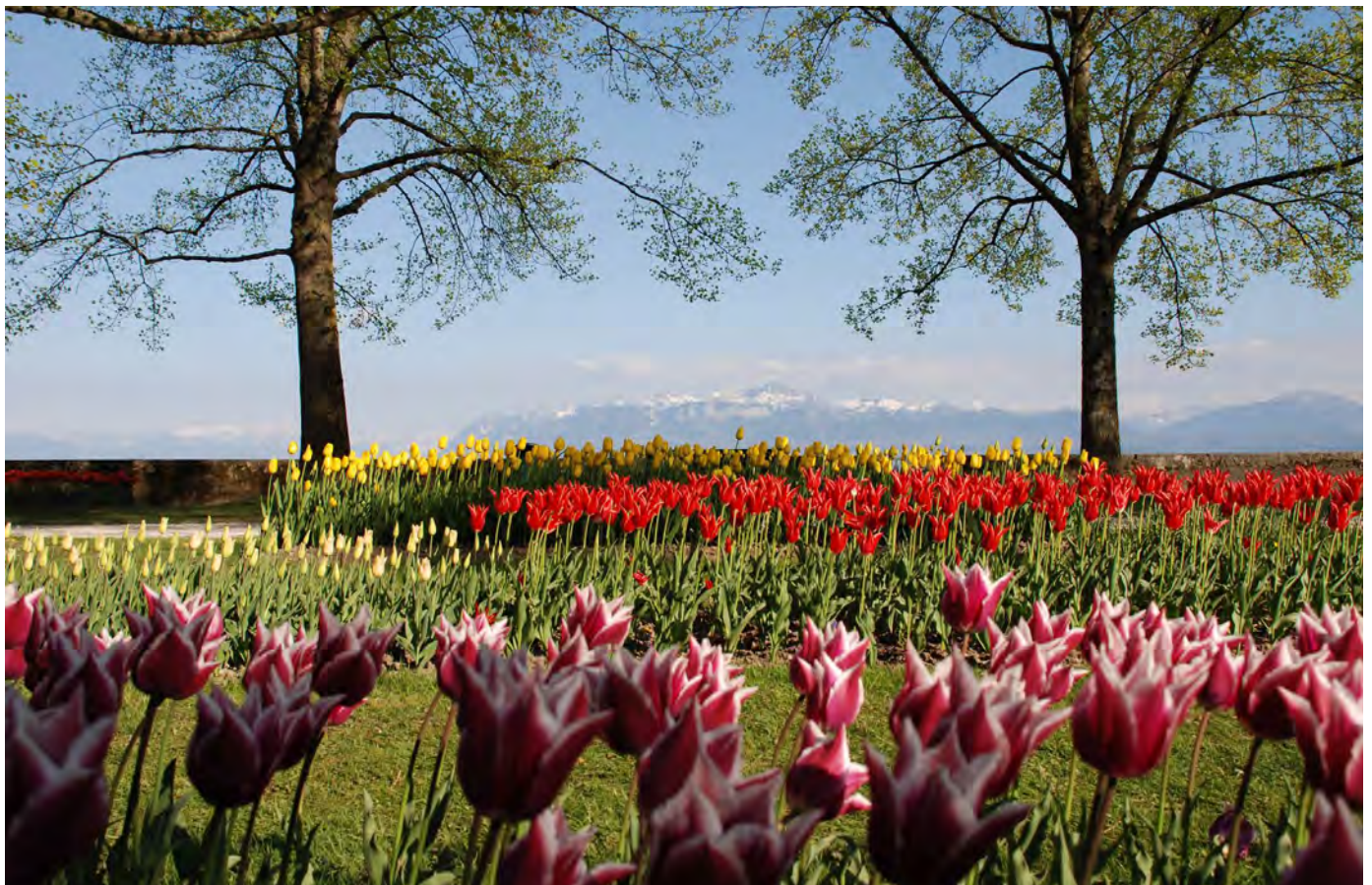




Foto: Morges Région Tourisme

Noch mehr Blumenfreuden

In den 1950er-Jahren begann die Schlosherrin von Vullierens Iris anzupflanzen. Heute blühen 600 Arten Iris und Taglilien in diesem Garten, in dessen Nähe die «Portes des Iris» Feste und Empfänge organisieren.

Ab Mai blühen sechs Wochen lang die Irisfelder (Iris germanica) beim Schloss Vullierens, einer 1706 zu einem Herrenhaus umgebauten Burg, 8 Kilometer von Morges entfernt. Im Herbst 1950 bestellte die aus Amerika stammende Schlosherrin von Vullierens, Doreen Bovet, die ersten Irispflanzen bei Schreiner, einem berühmten, in den USA niedergelassenen Schweizer Hybridzüchter. Ab 1955 öffnete sie ihren Garten für Besucher. Die Iriskultur wurde ununterbrochen fortgeführt: Garteniris, Zwergiris, Iris für Beeteinfassungen, Sibirische Schwertlilie, mehr als 600 Arten. Iris in warmen Honigtönen, in Purpur, Rost und Mahagoni sind in Mode, und die Sammlung des Schlosses Vullierens wird jedes Jahr erweitert. Eine Iris in vollkommenem Rot wird von den Hybridzüchtern hingegen immer noch gesucht. Ein ehemaliger Bauernhof aus dem 16. Jahrhundert wurde unter dem Namen «Les Portes des Iris» restauriert und für Feste und Empfänge konzipiert: Sein grosser Saal kann bis zu 700 Personen aufnehmen.

Informationen: Jardins du Château de Vullierens, Jardin d'Iris, 1115 Vullierens
Mob. +41 (0)79 274 79 64, info@jardindesiris.ch, www.jardindesiris.ch

durchzuführen, und so wurde es von Jahr zu Jahr wieder gefeiert.

Der Eintritt zum Tulpenfest ist gratis dank den zahlreichen Sponsoren, die die Blumenbeete finanzieren, sowie den Tombola-Losen, mit deren Kauf man Pflanzen von Gärtnern der Region gewinnen kann. Der Parc de l'Indépendance kann 24 Stunden pro Tag besucht werden. Das farbenprächtige Schauspiel lockt jedes Jahr rund hunderttausend Besucher nach Morges.

Yvonne Zollinger ■

Quelle: Morges Tourismus

Informationen unter:

Morges Région Tourisme
Rue du Château 2
1110 Morges 1
Tel: +41 21 801 32 33
Fax: +41 21 801 31 30
info@morges-tourisme.ch
www.morges-tourisme.ch

Achtung: Die Blütezeit der Tulpen ist wetterabhängig. Kontaktieren Sie bitte das Tourismusbüro, um zu erfahren, ob die Tulpen schon blühen (meist beginnt die Blütezeit erst Mitte April).

Informationen und detailliertes Programm auf www.morges-tourisme.ch/tulpen



Wettbewerb

Wir verlosen 3 SBB-Gutscheine zu je 100 Franken.
Bitte schicken Sie Ihre E-Mail oder Ihre Postkarte mit dem Vermerk «Tulpenfest» an:
mirlzlieb@egk.ch oder EGK-Gesundheitskasse, Wettbewerb, Brislachstrasse 2, 4242 Laufen. Absender nicht vergessen. Einsendeschluss ist der 31. März 2014. Viel Glück!

(Über den Wettbewerb wird keine Korrespondenz geführt, die Gewinner werden direkt benachrichtigt.)

«In der Phytotherapie liegt ein riesiges Potenzial»

Seit einem Jahr ist Dr. Andreas Wennig bei der Swissmedic für die Phyto- und Komplementärmedizin verantwortlich. «Mir zlieb» hat mit ihm über Herausforderungen und Zukunftschancen dieser Heilmittel gesprochen.

Herr Wennig, welchen Herausforderungen mussten Sie sich in diesem ersten Jahr bei der Swissmedic stellen?

Die zentrale Herausforderung war und ist die zweite Revision des Heilmittelgesetzes, worin die Komplementärmedizin einen neuen Stellenwert bekommen könnte. Wie das genau aussieht, kann ich Ihnen nicht sagen, dafür ist es noch zu früh. Zurzeit ist die Vorlage in der Sozial- und Gesundheitskommission des Nationalrates in Beratung. Es gibt eine ganze Reihe von parlamentarischen Vorstössen, die die Komplementärmedizin und somit indirekt unsere Abteilung betreffen. Dazu gehören Vorstösse, die weitere Zulassungsvereinfachungen für die komplementärmedizinischen Arzneimittel fordern.

Die andere grosse Herausforderung ist die Frage, inwieweit wir ein Dienstleistungsunternehmen sind und als solches auf unsere Kunden zugehen. Wie transparent wollen wir für die Kunden sein? Hinter dieser Frage steckt ein Wandel bei der Swissmedic, fast ein Paradigmenwechsel. Dazu werden wir zum Beispiel als Neuentwicklung für nächstes Jahr ein Portal einrichten, das es den Firmen ermöglicht, sich einzuklicken, um zu sehen, wo ihre Gesuche gerade stehen.

Was bringt das dem Kunden?

Die Firmen konnten bisher nicht einsehen, wie weit ihre Gesuche im Zeitplan sind. Ist es in Arbeit? Oder etwas platt gesagt, liegt es irgendwo herum? Mit dem Portal können sie die Bearbeitungsschritte selber prüfen. Damit sind für sie auch Rückfragen möglich. Gerade wenn es um komplexere Gesuche geht, sind Nachfragen manchmal nötig.

Welche Art von Gesuchen gehen bei Ihnen ein?

Es handelt sich um Gesuche zu Komplementär- und Phytoarzneimitteln mit und ohne Indikation. Fast alle diese Produkte können bereits heute in vereinfachten Verfahren zugelassen werden. Die



Foto: Yvonne Zollinger

Dr. Andreas Wennig ist seit einem Jahr Leiter der Abteilung Phyto- und Komplementärmedizin in der Abteilung Zulassung bei Swissmedic. In der pharmazeutischen Industrie hat er 20 Jahre Erfahrung als Herstellungsleiter Pharma gesammelt. In seiner Tätigkeit als Leiter Consulting widmete er sich intensiv GMP (Good Manufacturing Practice)-Fragestellungen im Produktions- und Qualitätsumfeld. In diesem Zusammenhang betreute er Phytopharma-Firmen im In- und Ausland. Dr. Andreas Wennig promovierte an der Universität Freiburg i. Ü. im Bereich Pflanzenphysiologie.

Mehrheit der beantragten Produkte gehört zu den komplementärmedizinischen Heilmitteln – wie die klassischen homöopathischen und die anthroposophischen Arzneimittel ohne Indikation. Für diese Arzneimittel, die ohne Anwendungsgebiet zugelassen werden, ist in den meisten Fällen sogar ein einfaches Meldeverfahren möglich.

Sind dabei auch neue Präparate?

In der Regel sind das keine neuen Präparate. Oft geht es um Indikationserweiterungen von bereits bestehenden Produkten, Indikationsänderungen oder auch eine andere Darreichungsform. Ganz neue Präparate in komplementärmedizinischer Richtung haben wir im Moment keine.

Woran liegt das?

Da gibt es viele Gründe. Sowohl die homöopathische wie auch die anthroposophische Medizin sind sehr abgeschlossene Bereiche. Sie haben sozusagen einen hohen Reifegrad. Es wird also kaum noch etwas dazukommen. Das hängt auch mit der Philosophie dieser Heilmittel und Präparate zusammen. Ein riesiges Potenzial liegt meiner Meinung nach in der Phytotherapie.

«Im Zentrum steht für uns die Sicherheit des Patienten und der Patientin.

Das ist die zentrale Richtlinie, nach der sich alle Bereiche der Swissmedic orientieren.»

Sie haben in einem Interview gesagt: Wer Phytotherapeutika entwickelt, hat den ganzen Planeten zur Verfügung.

Wir sprechen weltweit von 300'000 vaskulären, also wasserleitenden Pflanzen. In Mitteleuropa sind aber bezüglich der Wirkung lediglich 300 Arzneipflanzen besser untersucht. Das entspricht 0,1 Prozent. Eine verschwindend kleine Menge. Wenn Sie selbst an Arzneipflanzen denken, dann fallen Ihnen vielleicht Ginkgo, Arnika oder Johanniskraut und einige andere ein. Wahrscheinlich nicht viel mehr als eine Handvoll. Dabei wäre das Potenzial gigantisch. Aber man muss es aufgreifen.

Was ist das Hindernis?

Der Sprung von der Forschung zum Produkt ist der Haken. Es ist das wirtschaftliche Risiko, es ist die finanzielle Hürde und es ist die evidenzbasierte Wirksamkeit, die gewährleistet sein muss. Sie sind es, die es so hart machen, ein neues Produkt auf den Markt zu bringen.

Der Markt für phytotherapeutische Heilmittel scheint aber recht gut. Wer nicht gleich zur Chemie greifen will, kauft sich doch erst ein pflanzliches Heilmittel.

Die Nachfrage nach phytotherapeutischen Mitteln ist vor allem in den Wintermonaten sehr gross. Aber die Indikationsfelder sind immer noch sehr eingeschränkt. Wenn man sich den Markt ansieht, dann hat man zum einen Präparate für den Hals-Nasen-Rachen-Raum und zum anderen für den Magen-Darm-Trakt. Weiter haben wir den psychischen Bereich, zum Beispiel mit Johanniskraut, und dann kommt vielleicht noch das eine oder andere Präparat hinzu. Aber damit ist das Spektrum schon fast ausgeschöpft.

Man müsste sich jetzt in Indikationsrichtungen bewegen, in denen noch Potenzial steckt. Zum Beispiel Antiinfektiva oder Schmerzmittel. Hier liegen grosse Möglichkeiten.

Wie viele neue phytotherapeutische Präparate werden in Ihrer Abteilung eingereicht?

2012 wurden zwei Präparate mit neuen Wirkstoffen zugelassen, 2013 gerade mal ein neues Präparat. Bei Phytoarzneimitteln mit bekannten Wirkstoffen waren es 23 Neuzulassungen im Jahr 2012.

Durchlaufen phytotherapeutische Präparate den gleichen Weg wie Medikamente, die chemisch hergestellt werden?

Ja, prinzipiell laufen die Gesuche durch das gleiche Zulassungsverfahren. Für Präparate mit neuen Wirkstoffen gibt es oft nur wenig Spielraum, zum Beispiel bezüglich klinischer Studien, die nicht immer so intensiv und lange und vor allem nicht so kostspielig durchgeführt werden müssen. Bei manchen Präparaten mit neuen Wirkstoffen und allen Präparaten mit bekannten Wirkstoffen ist dagegen eine vereinfachte Zulassung möglich. Das heisst, die Wirksamkeit und Sicherheit kann auch durch wissenschaftliche Literatur erbracht werden. Das Zulassungsverfahren dauert zwischen einem und zwei Jahren. Aber schon bevor es zur Einreichung kommt, muss vom Gesuchsteller etliches geleistet sein.

Wo liegen für Sie zukünftige Chancen phytotherapeutischer Heilmittel?

Aufgrund der demografischen Entwicklung werden wir immer älter. Wir entwickeln dadurch ein ganz anderes Leidensspektrum. Es kann sein, dass der Patient in Zukunft bei langfristig eingesetzten Substanzen mit Phytotherapeutika besser und sicherer fährt. In diese Richtung könnte sich meiner Meinung nach die Entwicklung der pflanzlichen Heilmittel bewegen.

Interview: Yvonne Zollinger ■

Die Akademie erfreut sich grosser Beliebtheit

Die Palette der SNE-Weiterbildungs-Seminare ist bunt und umfasst die verschiedensten Bereiche von Alltag und Gesundheit. Die Referentinnen und Referenten garantieren fachliche Qualität und eine praxisnahe Wissensvermittlung. Die Stiftung für Naturheilkunde und Erfahrungsmedizin bietet auch in diesem Jahr ein Programm, das für jeden etwas bereithält. Mit Ute Lauterbach können Sie im April das Wesen der Träume erkunden. Im Mai spricht Julia Onken über den Auftakt in eine neue Lebensphase über 65 Jahren.

Ute Lauterbach

Haben Sie noch Träume? Träume durchschauen und sie leben

Unsere Tag-, Wunsch-, Wahr- und Nachtträume sind Botschaften von und für uns. Sie warnen, verstehen das Verborgene und Unbewusste. Sie verarbeiten das Unerledigte unserer Seelen. Sie wollen unser Bestes. Und Träume sind mehr als Schäume ... Kommen wir ihrer Intelligenz und Weisheit auf die Spur. Wollen Sie Ihre Träume verstehen und leben?

Mit Lauterbachs Traumdeutungsstrategien verbinden und verbünden Sie sich mit Ihrer eigenen Innenwelt. Eine neue, verblüffende und einfache Deutungsmethode wird anhand von Teilnehmerbeispielen demonstriert und eingeübt.

Seminarorten und Seminarorte:

29.04.2014

Solothurn SO, Altes Spital, Oberer Winkel 2

30.04.2014

Thalwil ZH, Hotel Sedartis, Bahnhofstr. 16

Dauer: 1 Tag, 09.00–17.00 Uhr

Kosten: EGK-Versicherte/EGK-Therapeuten
CHF 250.–, Andere CHF 290.–
(inkl. Verpflegung)

Julia Onken

Generation superior – 65 und so weiter Auftakt in eine neue Lebensphase

Langlebigkeit ist keine Krankheit, sondern eine Herausforderung, die geschenkten Jahre freudig und sinnvoll zu gestalten. Es sind verschiedene Themen wie z. B. Familie und Partnerschaft, Verwirklichung von persönlichen Anliegen usw., die uns beschäftigen und zu denken geben. Wer wagt, sich darauf einzulassen, wird überrascht sein, welche Fülle von Möglichkeiten die nächste Zeit für uns bereithält.

In diesem Seminar werden die wichtigsten Schritte aufgezeigt und eingeübt, die wir tun können, um freudig und heiter das eigene Leben in den späten Jahren zu gestalten und sinnvoll auszuschöpfen.

Seminarorten und Seminarorte:

06.05.2014

Liestal BL, Hotel Engel, Kasernenstr. 10

03.06.2014

Thalwil ZH, Hotel Sedartis, Bahnhofstr. 16

21.10.2014

St. Gallen SG, Congress Hotel Einstein,
Berneggstr. 2

Dauer: 1 Tag, 09.00–17.00 Uhr

Kosten: EGK-Versicherte/EGK-Therapeuten
CHF 250.–, Andere CHF 290.–
(inkl. Verpflegung)



Ute Lauterbach

Autorin und Philosophin, Bücher, Vorträge und Seminare zur Schicksalsforschung und Glücksteigerung



Julia Onken

Dipl. Psychologin, Buchautorin, Gründerin des Frauenseminars Bodensee

Veranstaltungen

EGK-Begegnungen 2014

Menschen, die etwas zu sagen haben

02.04.2014

Clemens Kuby

Heilen statt behandeln

Mental Healing® – die wirksame Selbstheilungsmethode

Winterthur ZH, Casinotheater, Stadthausstrasse 119

03.04.2014

Julia Onken

Generation superior – 65 und so weiter

Die Kunst des langen Lebens

Basel BS, Stadtcasino/Hans Huber-Saal, Steinenberg 14

28.04.2014

René Borbonus

Respekt!

Ansehen gewinnen bei Freund und Feind

Aarau AG, KUK Kultur & Kongresshaus, Schlossplatz 9

29.04.2014

René Borbonus

Respekt!

Ansehen gewinnen bei Freund und Feind

Bern BE, Hotel Allegro/Saal Mezzo, Kornhausstr. 3

30.04.2014

René Borbonus

Respekt!

Ansehen gewinnen bei Freund und Feind

Chur GR, Kirchgemeindehaus Titthof, Tittwiesenstrasse 8

07.05.2014

Julia Onken

Generation superior – 65 und so weiter

Die Kunst des langen Lebens

Brugg Windisch AG, Campussaal, Bahnhofstrasse 5a

15.05.2014

Clemens Kuby

Heilen statt behandeln

Mental Healing® – die wirksame Selbstheilungsmethode

Düdingen FR, PODIUM, Kultur- & Konferenzsaal, Bahnhofstrasse

Informationstelefon: 032 623 36 31

Anmeldung: keine

Eintritt: gratis

Beginn: 20.00 Uhr

SNE-Akademie 2014

29.04.2014

Ute Lauterbach

Haben Sie noch Träume?

Solothurn SO, Altes Spital, Oberer Winkel 2

30.04.2014

Ute Lauterbach

Haben Sie noch Träume?

Thalwil ZH, Hotel Sedartis, Bahnhofstr. 16

05.05.2014

Jacqueline Steffen

Befreien Sie sich von (un)heimlichen Energieräubern

Solothurn SO, Altes Spital, Oberer Winkel 2

06.05.2014

Julia Onken

Generation superior – 65 und so weiter

Liestal BL, Hotel Engel, Kasernenstr. 10

08.05.2014

Susan Reinert Rupp

Lebensfreude ist ansteckend

Thalwil ZH, Hotel Sedartis, Bahnhofstr. 16

10.05.2014

Peter Richard / Brigitte Bosshard

Abenteuer Naschgarten

Wängi TG, Naturgartencenter, Frauenfelderstr. 27

13.05.2014

Barbara Berckhan

Strategien für Ihren persönlichen Aufschwung

Bern BE, Hotel Allegro, Kornhausstr. 3

14.05.2014

Barbara Berckhan

Strategien für Ihren persönlichen Aufschwung

Thalwil ZH, Hotel Sedartis, Bahnhofstr. 16

Anmeldung: erforderlich, beschränkte Teilnehmerzahl

Preise für Tagesseminare gemäss ausführlichem Programm.

Verlangen Sie das Programm Seminare/Workshops 2014

SNE, Solothurn – Telefon 032 626 31 13 oder

www.stiftung-sne.ch



Foto: Patrik Hänggi

«Wir wollen bessere Qualität, mehr Sicherheit und keine Kosten, die ins Uferlose wachsen»

Der Kanton Aargau ist ein sehr lebendiger Kanton, was die Diskussionen um Grundversorgung, Spitallisten, Spitaltarife und Rettungsinstitutionen betrifft. Dem zuständigen Departement für Gesundheit und Soziales steht mit Susanne Hochuli eine Leiterin vor, die auf Koordination, Kooperation und Kommunikation setzt.

Susanne Hochuli ist mit drei Geschwistern auf dem elterlichen Bauernhof in Reitnau aufgewachsen. Nach Diplommittelschule, Kindergärtnerinnenseminar, Ringier-Journalistenschule und mehrjähriger Berufsausübung als Journalistin übernahm sie 1994 den elterlichen Hof. Im März 2004 nahm sie als Vertreterin der Grünen Partei die politische Arbeit als Grossrätin des Kantons Aargau auf, seit dem 1. April 2009 ist sie Vorsteherin des Departementes Gesundheit und Soziales. Susanne Hochuli ist Mutter einer erwachsenen Tochter.

Der Kanton Aargau gehört zu den mittelgrossen Kantonen der Schweiz, gleichzeitig aber zu den bevölkerungsdichtesten. Gross sind aber auch die Fliehkräfte – so ist z. B. der Oberaargau nach Basel orientiert, Baden und Umgebung richten sich dagegen eher nach Zürich. Was bedeutet diese Heterogenität für die kantonale Gesundheitspolitik?

Wir spüren dies vor allem im Zusammenhang mit der freien Spitalwahl. Der Aargau ist quasi das Herz des Mittellandes und im Sinn einer variablen Geometrie mit zahlreichen Nachbarn verbunden. Das hat Auswirkungen auf das Innen- und Ausenleben des Aargaus. Auch in der Gesundheitspolitik beziehungsweise Gesundheitsversorgung.

Aargau zeigt nach aussen einen eher streitbaren Charakter – man denke an die Auseinandersetzungen um das neue Spitalgesetz mit der geforderten kantonal einheitlichen Baserate oder an den

Bundesverwaltungsgerichtsentscheid zur Spitalliste 2012, wonach die Versorgungsplanung rechtswidrig sei. Kann man sagen, dass im Kanton Aargau eine spezielle Dynamik herrscht, oder ist einfach der Nachholbedarf grösser als in anderen Kantonen?

Nein, das ist mit Sicherheit nicht so. Aber wir arbeiten und diskutieren im Aargau gründlich – im eigentlichen Sinn des Wortes: Wir gehen den Sachen auf den Grund und wollen die besten Lösungen. Für die Bewohnerinnen und Bewohner des Kantons. Das hat mit Nachholbedarf gar nichts zu tun. Wir sind in vielem fortschrittlich und vorbildlich.

«Es ist nicht am Kanton zu bestimmen, wer sich im Markt bewegen darf und wer nicht.»

Der Raum Nordwestschweiz, d. h. die Kantone Aargau, Basel-Land, Basel-Stadt sowie Solothurn besitzen mehr als 50 Spitäler und Kliniken. 18 davon stehen alleine im Kanton Aargau – ist der Kanton überversorgt?

Überversorgung, Unterversorgung – das sind schwierige Begriffe. Der Kanton ist zuständig für die Gesundheitsversorgung. Wir vergeben die Leistungsaufträge also so, dass die Versorgung sichergestellt ist. Es ist nicht am Kanton zu bestimmen, wer sich im Markt bewegen darf und wer nicht. Das sieht das System nicht vor. Und es würde mir auch widerstreben.

Am 1.1.2014 wurde das Projekt Integrierte Versorgung im Kanton Aargau gestartet. Besteht hier ein Nachholbedarf oder ist der Aargau vielmehr in einer Vorreiterrolle?

Die Integrierte Versorgung ist nicht erst seit heute ein Thema – es gibt, auch im Aargau, viele gute Ansätze. Aber sie sind noch zu fragmentiert und isoliert. Es braucht eine gesamtheitliche Vernetzung aller Leistungserbringer – im Sinn von mehr Koordination, Kooperation und Kommunikation. Das ist letztlich im Sinn und zum Nutzen der Patientinnen und Patienten. Darum geht es letztlich: Wir wollen bessere Qualität, mehr Sicherheit und keine Kosten, die ins Uferlose wachsen. Ja, wir wollen dabei Schrittmacher und Vorreiter sein. Und deshalb erarbeiten wir einen Masterplan Integrierte Versorgung Aargau 2017.

Die steigenden Gesundheitskosten und der sich noch verstärkende Fachkräftemangel sind gesellschaftspolitische Dauerthemen. Wie geht man im Kanton Aargau damit um?

In der Tat: Damit sind alle Kantone konfrontiert. Der Grosse Rat des Kantons Aargau hat im vorletzten Jahr die Botschaft Finanzierbare Aargauer Gesundheitspolitik verabschiedet. Darin zeigen wir unterschiedliche Szenarien und die zugehörigen Massnahmen auf, um das Kostenwachstum zu begrenzen. Die Kostenentwicklung hat dabei auch etwas mit der Personalentwicklung zu tun: Die Leistungserbringer müssen die Ressourcen optimal einsetzen. Und das bedeutet auch, dass auf teure Doppelspurigkeiten verzichtet werden muss. Selbstverständlich braucht es aber auch Investitionen in die Ausbildung, in die Weiterbildung und damit auch in eine Verbesserung der Berufsverweildauer.

Es wurde bereits angesprochen: Das neue Spitalgesetz des Kantons Aargau fordert eine kantonal einheitliche Baserate für alle Spitäler. Die für die Kantonsspitäler Aarau und Baden provisorischen Baserates sind fast ebenso hoch wie die Baserate für das Universitätsspital Basel – lässt sich dies rechtfertigen?

Über die einheitliche Baserate für alle Spitäler im Kanton wird derzeit intensiv diskutiert – da ist noch nicht aller Tage Abend. Was die Baserates von KSA und KSB betrifft: Erstens sind sie nicht identisch – der Tarif des KSB ist tiefer als jener des KSA. Zudem: Das KSA erbringt in vielen Bereichen Leistungen, die mit jenen eines Universitätsspitals vergleichbar sind. Ganz abgesehen davon, dass KSA und Unispital Basel eng zusammenarbeiten.

«Ich trage tatsächlich unterschiedliche Hüte und sie stehen mir nicht schlecht.»

Der Kanton als Spitalplaner, Spitalbetreiber und Tariffestsetzer findet sich in einem klassischen Rollenkonflikt – wie geht man als Regierungsrätin damit um?

Ich trage tatsächlich unterschiedliche Hüte und sie stehen mir nicht schlecht (lacht). Nein, im Ernst: Das ist eine Tatsache und sie ist nicht neu. Entscheidend ist für mich, dass ich stets weiss, in welcher Rolle ich mich befinde. Dann fällt es erheblich leichter, sich darin zurechtzufinden und sich gegenüber anderen Rollen und Ansprüchen abzugrenzen.

Sie sind ja auch Mitglied in der politischen Behörde der Interkantonalen Vereinbarung zur hochspezialisierten Medizin IVHSM, im sogenannten Beschlussorgan. Von aussen betrachtet erhält man den Eindruck, es stehen vor allem die eigenen, kan-

tonalen Interessen im Vordergrund.

Der Kanton Aargau hat als Nicht-Universitätskanton im Beschlussorgan der IVHSM, dessen Vizepräsidentin ich bin, eine wichtige Stimme. Und zwar nicht in erster Linie als Eigeninteressen-Vertreter, sondern als Fürsprecher für Lösungen, die dem ursprünglichen und sinnvollen Ziel der IVHSM entsprechen. Das ist noch ein weiter Weg, aber wir müssen ihn gehen, sonst geht ihn der Bund für uns. Und das darf nicht sein.

«Es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, man schaute nicht mit Argusaugen darauf, was und wie ich es mache.»

Sie sind die einzige schweizerische Gesundheitsdirektorin, die die grüne Partei vertritt. Stehen Sie deswegen speziell im Fokus von Bevölkerung, Ratsmitgliedern, Kolleginnen und Kollegen?

Es wäre gelogen, wenn ich behaupten würde, man schaute nicht mit Argusaugen darauf, was und wie ich es mache. Ich habe damit leben gelernt, auch wenn ich diese Rolle nicht gesucht habe. Und es ist auch nicht immer angenehm, stets im Scheinwerferlicht zu stehen.

Es macht den Eindruck, dass Ihnen der «Job» als Gesundheitsdirektorin ungeachtet dessen Spass macht.

Es stimmt, ich übe mein Amt gern aus. Nicht wegen des Amtes, sondern der spannenden Aufgaben wegen, die mir im Departement Gesundheit und Soziales anvertraut sind. Die Palette reicht von der Gesundheitsversorgung über das Sozial- und Asylwesen bis zum Verbraucherschutz und zum Militär und Bevölkerungsschutz. Es ist ein «Gemischtwarenladen» im besten Sinn – das gefällt mir.

Die EGK-Gesundheitskasse befürwortet explizit die Chancengleichheit von Schul- und Komplementärmedizin. Sie selber haben Ihren Hof auf Bio-Anbau umgestellt. Sind Heilkräuter und Gewürze für Sie auch ein Thema?

Oh ja, ich bin gern meine eigene «Drogistin»! Wer meinen Garten kennt, weiss, dass mir Pflanzen über alles gehen. Und wenn sie mir dabei noch Gutes tun – umso besser.

Interview: Ursula Vogt ■

EGK-TelCare ein schöner Erfolg

Mit ihrem neuen telemedizinischen Managed-Care-Produkt EGK-TelCare hat die EGK offenbar einem Kundenwunsch entsprochen. Bis Ende November 2013 haben sich ca. 2'400 Personen für das neue Produkt angemeldet. Ein Grossteil davon waren bereits EGK-Kunden, die intern gewechselt haben, der Rest sind neue Kunden, die von der Qualität telemedizinischer Beratung überzeugt werden konnten.

Demenzstrategie 2014–2017

Demenzkrankungen zählen zu den häufigsten Erkrankungen im Alter. Aufgrund der steigenden Zahl älterer Menschen werden die Demenzkrankungen in der Schweiz weiter zunehmen und zu einer zentralen gesundheits- und sozialpolitischen Herausforderung. Um dieser Herausforderung zu begegnen, haben Bund und Kantone im Rahmen des «Dialogs Nationale Gesundheitspolitik» die «Nationale Demenzstrategie 2014–2017» verabschiedet. Zudem hat der «Dialog» den Start für die Erarbeitung bis 2016 einer «Nationalen Strategie nichtübertragbare Krankheiten» beschlossen.

Quelle: EDI

Rund eine Million stationär behandelte Patientinnen und Patienten

Eine Million Menschen suchten 2012 für eine stationäre Behandlung eines der 298 Schweizer Spitäler und Geburtshäuser auf. Dies entspricht 12,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, ähnlich viel wie in den Vorjahren. Da ein Teil der Patientinnen und Patienten mehrfach Behandlungen in Anspruch nahm, kam es zu rund 1,3 Millionen stationären Spitalaufenthalten. Dies sind Ergebnisse der Statistiken zur stationären Gesundheitsversorgung des Bundesamtes für Statistik (BFS).

Quelle: Bundesamt für Statistik

Auswirkungen von Generika auf den Medikamentenmarkt

Hätte die obligatorische Krankenpflegeversicherung (OKP) ab 2011 nur noch das günstigste Generikum vergütet, so liessen sich jährlich 250 Mio. Franken einsparen, wie eine Studie des Schweizerischen Gesundheitsobservatoriums zeigt. Mehr zu sparen dürfte schwierig sein, ausser der Anteil der generikafähigen Medikamente könnte vergrössert werden.

Quelle: Bundesamt für Statistik

Wer Nüsse isst, lebt vielleicht länger

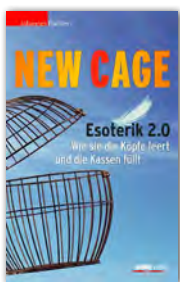
Nüsse senken möglicherweise das Krebsrisiko und reduzieren die Gefahr, an Herzkrankungen zu sterben. Zu diesem Ergebnis kommen diverse Langzeitstudien aus den USA. Über den untersuchten Zeitraum von 30 Jahren hatten Menschen, die regelmässig Nüsse assen, eine deutlich geringere Mortalität als solche, die nie Nüsse auf dem Speiseplan hatten. Die Nusssorte schien dabei keine Rolle zu spielen. Laut den Forschern ist jedoch noch nicht abschliessend geklärt, ob der Schutzeffekt tatsächlich auf die Nüsse zurückgeht.

Quelle: Die Welt/dpa

Immer mehr Menschen greifen zu Homöopathie

In den vergangenen zehn Jahren ist die Nachfrage nach homöopathischen Arzneimitteln in Deutschland gestiegen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie, in deren Rahmen im August 2013 im Auftrag des deutschen Bundesverbands der Arzneimittel-Hersteller (BAH) 200 Apothekerinnen und Apotheker befragt wurden. Am häufigsten werden Homöopathika zur Behandlung von Erkältungen verlangt, gefolgt von solchen, die bei Allergien und Insektenstichen helfen sollen.

Quelle: GfK



Kritik an der Esoterikindustrie

Schonungslos geht Johannes Fischler in seinem Buch «New Cage. Esoterik 2.0. Wie sie die Köpfe leert und die Kassen füllt» mit den heutigen «Seelenfängern» ins Gericht und entzaubert eine Branche, die mit modernem konzertiertem Marketing Milliarden umsetzt. So wird aus New Age «New Cage». Der Autor, studierter Psychologe, analysiert die Verkaufsmaschinerie der Esoterik-Gemeinschaft in klaren Worten und anhand aufschlussreicher Beispiele. Fazit der Lektüre: Das Geschäft mit den Sehnsüchten boomt – es bleibt das Lob des Zweifels. uv

GESUND ESSEN



Forellenröllchen mit Ricotta-Salbei-Füllung

Für 4 Personen

Zutaten:

8 Forellenfilets (alternativ Egli- oder Felchenfilets)
Zitronensaft
Salz, Pfeffer, Kräutersalz
16-20 grosse Salbeiblätter
1 Zweig Salbei
2 Zweige Thymian
1 ½ dl Weisswein
1 dl Rahm
1 EL Olivenöl
1 Knoblauchzehe, gepresst
250 g Ricotta
50 g Kräuterfrischkäse (z. B. Cantadou)
Zahnstocher

Für die Füllung Ricotta, Kräuterfrischkäse und Knoblauch mit einer Gabel zerdrücken. 8 Salbeiblätter beiseitelegen, den Rest fein hacken und dazugeben. Gut mischen und mit Kräutersalz abschmecken.

Fischfilets waschen, trocken tupfen, mit Zitronensaft beträufeln und leicht salzen. Mit der Haut nach oben auslegen und einen Esslöffel Füllung auf jedes Filet geben. Die Forellenfilets aufrollen, ein Salbeiblatt über die Naht legen und mit einem Zahnstocher feststecken.

Die Röllchen in eine mit Olivenöl bepinselte Form stellen, Salbei- und Thymianzweige dazwischen verteilen und 1 dl Weisswein dazugiesen. Im vorgeheizten Ofen bei 200 Grad 10 Minuten garen. Währenddessen den restlichen Wein mit dem Rahm mischen, mit Salz und Pfeffer würzen, zu den Röllchen giessen und weitere 10 Minuten bei 200 Grad fertig garen.

Mit Reis oder Salat servieren.
Än Guete!

Mehr kulinarische Kräuter-Höhepunkte finden Sie in unserer App «Meine EGK»

